





LIBER.

Johannis Reuchlin phorcensis.

Johannes Reuchlin —
«zu seiner Zeit ein Wunderzeichen»
Zum 450. Todestag am 22. Juni

*«Als Reuchlin zu dem Ewigen ging,
vom Tode gerufen:
Deutsches, herrliches Land,
ward Dir ein Auge geraubt.»*
(Grabspruch auf Reuchlin)

Einer der wenigen, die Reuchlins Bedeutung für die deutsche Geistesgeschichte des ausgehenden Mittelalters erkannt haben, war Goethe. Sind die folgenden Verse aus den «Zahmen Xenien» auch wenig klassisch, so raffen sie Reuchlins Bedeutung doch in wenige Worte zusammen:

*«Reuchlin: Wer will sich ihm vergleichen,
zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürsten- und das Städtewesen
durchschlängelte sein Lebenslauf.
Er lehrte uns die Griechen lesen,
die heiligen Bücher schloß er auf.»*

Dieser «durchschlängelnde» Lebenslauf begann 1455 in Pforzheim, jener damals markgräfllich badischen Residenz, die er zeitlebens durch den Zusatz «aus Pforzheim» als seine Geburtsstadt pries. Wenn es um Pforzheim ging, war ihm kein Lob zu hoch und keine Geschichtssage zu gering. Woher der Name der Stadt? Reuchlin hat sich auch darüber Gedanken gemacht, wenn auch bestimmt keine historischen, sondern mythologische: Phorcys, ein Führer der Phryger im trojanischen Krieg, habe einst Italien und Deutschland durchschweift. Zuletzt habe er an einem klaren Wasser haltgemacht, «dessen Namen ihm auf Befragen ein Greis Aneas = Enz genannt hat. Die Stadt, die er an ihrem Ufer erbauen ließ, nannte er nach seinem Namen Phorcys».

Die Reuchlins waren Pforzheimer — doch das war kein Grund für die Geschichtslegende, die Pforzheims Entstehung weit hinter seine römische Vergangenheit hinabdatiert. Geschichte war für Reuchlin, war für den Humanisten immer auch Mythologie, ein Zurückgehen auf das Nicht-mehr-in-den-Quellen-Stehende, ein Loten im «Brunnen der Vergangenheit», dessen Tiefe unermesslich erschien.



Erste Fortsetzung
«Eberhard Epple»
Die Flurnamen von Ditzingen
mit kulturgeschichtlichen Betrachtungen»

Die Mittelgasse

Von Anfang an hatte sie den Vorzug, hochwasserfrei zu sein. Am Lay beginnend und in der Autengasse endigend bildete sie die südliche Grenze des alten Dorfes. Von der Einmündung der Brunnergasse an hieß sie im Volksmund «der Hirschplan». Im Jahre 1761 heißt es: «in der oberen Gassen neben Johann Georg Haasen auf dem Hirschplan».

Wo durch Einmündung einer Seitengasse ein freier Platz, und sei es auch nur ein kleiner, entsteht, nannten ihn die Alten einen «Plan». Wir kennen das Wort in dem Sinn von «Platz» aus dem Mittelalter, wenn z. B. die Ritter zum Wettkampf «auf dem Plan» erschienen. Offenbar befand sich auf dem Hirschplan ein Gasthaus zum Hirsch, das dann später an den Eingang zur Gasse auf den Lay verlegt wurde. Noch im Jahre 1811 lesen wir: «auf dem Hirschplan neben Georg Renschler». Da uns dieses Anwesen Renschler noch bekannt ist, führte also auch die westliche Fortsetzung der Gasse den Namen Hirschplan. Noch sei vermerkt, daß an der Einmündung des «Rollergäßle» in die Mittelgasse der ursprüngliche Hirschplan zu denken ist, dessen Name sich dann auf die Mittelgasse von der Brunnen- bis zur Autengasse übertrug.

Die Autengasse

Eigentlich müßte sie Auchtengasse heißen, denn hier war früher einmal die «Aucht», die Nachtweide für das Zugvieh, das den Tag über zu arbeiten hatte und deshalb mit dem Gemeindevieh nicht auf die Weide konnte. Man brauchte dafür eine ortsnahe Weide, um die Tiere, in der Hauptsache Ochsen, nach Beendigung der Arbeit am Abend und am frühen Morgen vor Beginn der Arbeit auf die Aucht zu bringen. Im Sommer, wo die Arbeitstage lang und die Nächte kurz sind, blieben die Tiere die ganze Nacht draußen.

In späteren Zeiten, als man festere Wege und leichtere Wagen zu bauen verstand, wurden auch die Pferde, seither nur Reittiere, als Zugtiere verwendet. Für diese Langsamfresser gab es in manchen Gemeinden eine besondere «Roßweide». Da uns eine solche für Ditzingen nicht überliefert ist, wird man für die Pferde jeweils irgend eine ortsnahe Weide «gebannt», d. h. für diesen besonderen Zweck festgesetzt haben.

Als man in späterer Zeit das Wort «Aucht» nicht mehr verstand, konnte es geschehen, daß der Gemeinbeschreiber bei seinem Eintrag «Entengasse» schrieb. So heißt es z. B. im Jahr 1535: die Rothmühle in der Entengasse. Im Dorf hieß

Mit 15 Jahren kam der Junge an die damals noch ebenso junge Universität Freiburg, wo eine lange Studienzeit von 11 Jahren anhub. Markgraf Karl I. bestimmte ihn zum Erzieher seines 3. Sohnes, dem er nach Paris an die Sorbonne folgen durfte. Die nächste Station hieß Basel, über deren Universität Papst Pius II. ein sehr abfälliges Gesamturteil fällt: «Um Wissenschaften kümmert man sich dort nicht. Nur mit Dialektik und Grammatik gibt man sich ab.»

Diese scheinbar negative Seite wurde für Reuchlin jedoch sehr wichtig, denn die Einseitigkeit für Sprachen verhalf ihm, die griechische Sprache souverän beherrschen zu lernen, was damals nicht ganz ungefährlich war. So berichtet Reuchlin selbst: «Die alten, vertrockneten Lehrer wurden erzürnt, sie sagten: was wir da lehren und studieren, sei fern von römischer Reinheit, ja in der von den Lehren der von der Kirche abgefallenen Griechen zu unterrichten sei verpönt.» Um dieser Schwierigkeiten zu entgehen, verschrieb sich Reuchlin dem Studium der Rechtswissenschaft an den Universitäten Orleans und Poitiers.

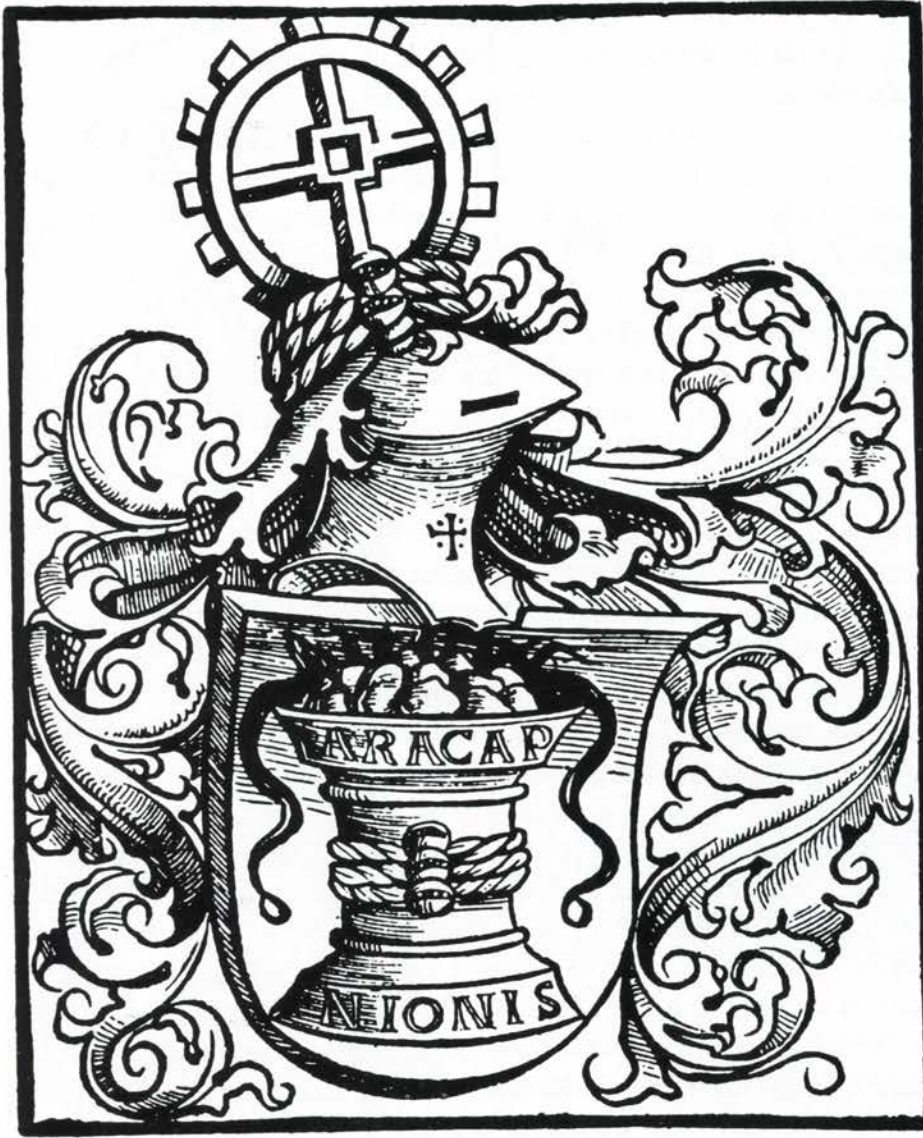
Was man jetzt hätte erwarten können, trat nicht ein. Reuchlin stellte sich als badisches Landeskind nicht seinem Markgrafen, sondern dem württembergischen Grafen Eberhard im Bart zur Verfügung. Von dessen 1. Romreise 1482 war er, der junge Dr. jur., als Dolmetscher, Jurist, Gerichtsbeisitzer und Gesandter sein Begleiter und Diener. Jetzt konnte er auch heiraten: seine erste Frau stammte aus der reichen Familie Müller in Ditzingen, die einen größeren Grundbesitz im Strohgäu, der «Doktorin Gut», in die Ehe einbrachte.

Italien war für Reuchlins Welt das Vaterland des Humanismus. Eine 2. Romreise (1490) vertiefte die Beziehungen. Über die internationale Solidarität der Humanisten wurde Reuchlin der lateinische Nachname Capnion zugelegt: die Italiener konnten Reuchlin = Rächlein nicht aussprechen und behelfen sich daher auf diese Weise. Eberhard im Bart verlieh ihm den persönlichen Adelstitel, von dem er jedoch — und das entspricht seinem bescheidenen Wesen — nie Gebrauch gemacht hat.

Doch nun trat im Leben des nunmehr 37jährigen Reuchlin eine Wendung ein. Wieder einmal (1492) hatte ihn eine Gesandtschaft zum Kaiser geführt, die eine lange Wartezeit am Hofe zur Folge hatte. Während der Mußstunden begann der wenig beschäftigte Gesandte, sich von dem kaiserlichen Leibarzt Loans in der hebräischen Sprache unterrichten zu lassen. Von dieser Sprache und ihrer Kultur war Reuchlin so gefesselt, daß er sich kurzerhand für einige Jahre vom Dienst am württembergischen Grafensitz in Stuttgart suspendieren ließ, um an der altherwürdigen Universität Heidelberg weitere Sprachstudien zu treiben.

Reuchlin aber hatte — und wen nimmt es wunder? — sein Herz an Heidelberg verloren: «Bis tief in die Nacht hinein», so berichtet ein Augenzeuge, «kostete Reuchlin die Weine seines Freundes Vigilius, auf die Gefahr hin, im Nebel des Erwachens seine Kleidungsstücke mit denen seines Freundes zu verwechseln».

Es waren wohl die glücklichsten Jahre, zusammen mit Gleichgesinnten und Studenten. Frucht dieser Jahre — und das war ein ganz



neuer Zug im Schaffen des Mannes — war die vielbelachte Schulkomödie «Henno», in der ein schurkischer Diener die Hauptrolle spielt. Vor Gericht stellt er sich taubstumm, antwortet nur mit «Blä», um dann nach seinem Freispruch («wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit») die bestechlichen Richter und die Leichtgläubigkeit der Bauern schonungslos zu demaskieren. Reuchlin schont hier keinen Stand und kein Herkommen. Was man wohl damals zu Sätzen wie diesen gesagt haben mag, die zudem noch von Schülern ausgesprochen wurden: «Ein alter Mann, ein Bauer ist's, trägt auf dem Kopfe eine rote Mütze, und dichtes Zottelfell deckt ihm die ganze Brust. Er trinkt gern und geht ins Badhaus. Dort buhlt er tüchtig. Liegt seine Frau zuhaus' doch da, so kommt er dreimal kaum im Jahr?» «Henno» schlug wie eine Bombe ein. Der Verfasser des «Narrenschiffes», Sebastian Brant, frohlockte: «Dem barbarischen Rauch hat zierliche Flammen mein lieber Capnion jetzt entlockt. Dank sei dem Manne dafür zuteil!» Und Hans Sachs, Deutschlands bedeutendster Meistersinger, übersetzte das Stück noch 1531 ins Deutsche, um nicht nur dem klassisch Geschulten den Genuß des «Henno» zu ermöglichen.

die Autengasse auch sinngerecht die «hintere Gasse».

In der Glems

So heißt ja der Ortsteil links der Glems vom Gasthaus zum Kreuz bis zum «Glemsbrunnen» beim «Totensteg» und hinauf zur «Glemskirche». Er ist annähernd halbkreisförmig von der Glems umflossen, daher auch der Name «Glemsgärten». Vielleicht haben wir mit diesem Ortsteil zusammen mit dem «Vorhof» den ältesten Teil Ditzingens vor uns. Das große alemannische Reihengräberfeld hinter der Glemskirche, das leider der Vergangenheit angehört, und das erst vor wenigen Jahren auf der «Lontel» gefundene Grab einer vornehmen Alemannin, die ihren Grabbeigaben zufolge bereits Christin gewesen sein mußte, weisen darauf hin, daß unser Ort hier, links der Glems, seinen Anfang genommen haben wird. Wenn später der Ortsteil rechts der Glems den linksseitigen an Größe und Bedeutung überholte, so mögen die günstigeren Geländebeziehungen Schuld daran gewesen sein.

Beim Eintreten unseres Orts in das Licht der geschriebenen Geschichte anlässlich der Schenkungen eines Edlen Lantbolt an das Kloster Lorsch an der Bergstraße, beginnend mit dem Jahre 769, hatte Ditzingen vermutlich schon die erste und primitivste Phase seines Daseins hinter sich und konnte sich zu einem geschlossenen Siedlungswesen entwickeln. Doch liegt das alles im Dunkel der Geschichte und kann von uns nur auf Grund gewisser Folgerungen aus einzelnen festliegenden Tatsachen angenommen werden.

Die Bauerngasse

Dieser Name mutet für ein Bauerndorf merkwürdig an und kann nur so erklärt werden, daß es in den andern Gassen neben Bauern auch handwerkliche Betriebe und Schildwirtschaften gab. Im Mittelalter war es in vielen Städten geboten, daß sich gleichartige handwerkliche Betriebe in *einer* Gasse zusammenfanden, und so finden wir Metzgergassen, Schmiedgassen, Gerbergassen, Wagnergassen u. a. Die Metzger und Bäcker, wie auch die Bauern und Händler boten ihre Waren auf offenem Markt oder in einem hiezu geschaffenen Raum, etwa unter dem Rathaus, feil und konnten deshalb gut in einer Gasse beisammen wohnen.

Die Kreuzergasse

Der ursprüngliche Name war «Kretzgasse», was Sackgasse, Gasse ohne Ausgang bedeutet. Tatsächlich hat die Gasse nur für Fußgänger einen unteren Ausgang. Eine Kretzgasse gibt es auch in Münchingen, Rutesheim, Renningen, Malmsheim, Magstadt und vielen anderen Orten. Manchmal heißen sie auch «im

Kretz». Als man das Wort nicht mehr verstand, machte der Volksmund oder auch ein Schreiber das heutige Wort daraus. So heißt es z. B. 1761: in der Grötzgassen und in der Grezengassen, 1762: in der Creuzgassen, 1764: Grözengäßlein, 1765: Krezgassen, 1778: in der Kreuzgassen neben des Flecken Waschhaus.

Die Brunnengasse

Diesem Namen begegnen wir schon sehr früh in den Urkunden. Im Jahr 1424 liegt ein Haus «an der Glems beim Bronnen» und 1529 heißt es «an der Bronnengasse bei dem Bronnen». Noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts befand sich hier ein stark fließender Brunnen mit einem großen Trog. Vor dem Bau der Wasserleitung im Jahre 1903 wurde hier das Vieh aus vielen Ställen morgens und abends getränkt. Dabei fiel auch immer Mist an, der früher noch mehr begehrt war als heute. Deshalb wurde seine Gewinnung alljährlich an den Meistbietenden verpachtet. Der jeweilige Pächter hatte den Platz um den Brunnentrog mit Stroh zu streuen, was vor allem in den Wintermonaten für das Vieh sehr wichtig war, weil sich um den Brunnentrog leicht eine für die Tiere gefährliche Eisfläche bildete. Die mit Mist

Man sieht es dem «Henno» nicht an, daß er in Wirklichkeit während einer außerordentlich kritischen Phase im Leben Reuchlins entstanden ist. Im Februar 1496 war Eberhard im Bart überraschend gestorben. Sein Nachfolger, Eberhard II., ein total unfähiger Regent, der denn auch nach zwei Jahren abgesetzt wurde, führte eine Säuberungswelle durch, die Reuchlin seine Stellung kostete. In dieser gefährlichen Situation sprang ihm Johann von Dalberg, Bischof von Worms und Kanzler der Universität Heidelberg, bei, auf dessen Betreiben hin Pfalzgraf Philipp den Stellunglosen zum obersten «Zuchtmeister» seiner Söhne einsetzte. Diese neue Stellung hatte er inne, solange Eberhard II. in Stuttgart regierte. Als Ulrich eingesetzt wurde, der spätere Reformationsherzog, wurde Reuchlin mit allen Ehren und Rechten nach Stuttgart zurückberufen und zum obersten Richter des Schwäbischen Bundes ernannt, dessen Gerichtssitz in Tübingen war. Auf diese Weise kam er in enge Fühlungnahme zur dortigen Universität.

In diesen Jahren, da es Reuchlin wieder hätte gut gehen können, trafen ihn zwei Ereignisse schwer: einmal starb seine Frau, zum andern erwies sich Herzog Ulrich als herrschsüchtig, unberechenbar und wenig diplomatisch. Diesem neuen Regierungsstil gegenüber fühlte sich Reuchlin hilflos, denn seine stete Art lief dem Auf und Ab Ulrichs völlig zuwider. Es folgte eine Flucht vom äußeren in das innere Leben. Damit begann die eigentliche Schaffenszeit Reuch-

S. D. p. Nihil te mihi iocundius suavissime Iaruar²⁴
 Nihil aut quo minus caream quam ~~tu~~ tuo sub sidio.
 miseribus temporibus & fortasse ludibros nisi adsit
 philosophia, que omnem luti. omne miseria repellit
 Quare adiuva obsecro res meas tuo consilio & autoritate
 Ἰωάννης οὐμβούχοισ ἐπιτοῖς Ἰσίδου Χρηδά. Louanij
 fertur hoc aduersarijs esse constitutum, ut si me oppresserint
 Erasmi Roterodami sint aggressuri. Et ut singillatim
 omnes se velle potas. (sic enim bonas vray studiosos
 appellant) eradicare. Sed diu meliora. Vale spes mea
 R. Stutgardia. XI Id. Decemb. Anno M. D. xij.

lins. Die jüdische Geisteswelt faszinierte ihn immer mehr, so daß er eine Grammatik des Hebräischen schuf, die erste hebräische Sprachlehre Deutschlands.

Jüdische Geisteswelt — das war nicht nur die Welt der Bibel (sie natürlich auch), für Reuchlin war es vornehmlich die Kabbala, die jüdische Mystik des Mittelalters, die sich in Parallele zur christlichen entwickelt hatte. Doch war diese Öffnung zum Judentum nicht ungefährlich. Dem 50jährigen, der nach damaliger Auffassung sich als Greis zur wohlverdienten Ruhe hätte setzen können, schleuderten zwei Männer den Fehdehandschuh hin: der Kölner Inquisitor Jakob van Hoogstraeten («Die Kabbala stärkt die christlichen Dogmen nicht, sondern leugnet deren Wahrheit. Reuchlin ist bestimmt ein Mann mit Rang und Namen, doch bringt er Schmähungen, ja Ketzerereien hervor. Er fälscht die Heilige Schrift!») und der vom Judentum zur katholischen Kirche konvertierte Johannes Pfefferkorn.

Pfefferkorns Wirksamkeit (seit 1507) gipfelte in jährlich erscheinenden Schmähschriften gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen. Den Hebel setzte er bei den Büchern der Juden an, sie seien der Grund für deren Verstocktheit. Eine Reise Pfefferkorns zu Kaiser Maximilian I. verfolgte den Zweck, ein kaiserliches Edikt zum Bücherverbot zu erwirken. Maximilian, in dieser Frage völlig überfordert, bat Reuchlin, den er als Gesandten und Begleiter Eberhards im Bart schon kennengelernt hatte, um ein Gutachten.

1510 war es vollendet. «Keines der jüdischen Bücher hat», so lautet Reuchlins mutige Stellungnahme, «eine feindliche Tendenz gegen die Christen. Sie sind ausschließlich zur Kräftigung der Juden in ihrem Glauben, nicht zur Bekämpfung der christlichen Lehre geschrieben. 14 Jahrhunderte hat sie die Kirche geduldet und sie nie für eine Schmach gehalten. Warum soll man denn jetzt einschreiten? So gut wie die Christen sind die Juden Gott unterworfen; handeln sie unrecht, dann wird Gott sie bestrafen. Über den Glauben der Juden aber hat kein Christ zu entscheiden. Das weltliche Recht verbietet ferner jegliches Einschreiten, denn die Juden sind Glieder und Mitbürger des deutschen Reiches.»

Der Rede folgte die Widerrede, Pfefferkorns «Handspiegel», in dem Reuchlin als Ketzer diffamiert wird, Reuchlins schärfste je erschienene Schrift, der «Augenspiegel». Darauf strengten die Kölner Widersacher das Ketzergericht gegen Reuchlin an. Da der Kaiser damit nichts zu tun haben wollte, verwies er die Ankläger nach Rom, wo Papst Leo X., der Reuchlin schon als siebenjähriges Kind einst in Florenz kennengelernt hatte, sie an andere Instanzen verwies, wohl um Zeit zu gewinnen. In einem «Brandspiegel» hetzte Pfefferkorn weiter gegen die Juden und ihren Fürsprecher: «Man muß sie wie die schäbigen Hunde an einsamen Flecken aussetzen, die Kinder muß man ihnen entreißen und sie gewaltsam zur Taufe führen, um ihnen den heiligen Glauben aufzupflanzen. Schuld an alledem trifft Reuchlin, den Hadermann, denn nur er allein hat den ganzen Zank aufgeblasen.»

Die darauffolgenden Reaktionen kann man in zwei Stufen einteilen: zum ersten stellte die Kirche die Verfolgung Reuchlins ein, in

vermengte sogenannte «Brunnenstreu» war von den Bauern vor allem deshalb so begehrt, weil ihnen dadurch viel Mist verloren ging, da das Vieh tagsüber auf der Weide war.

Nach Einrichtung der Wasserleitung wurden die Brunnenröge im Dorf von den Milhhändlern zur Kühllhaltung der Milch verwendet. Die Abendmilch wurde in dichtverschlossenen, großen Kannen im Brunnenrog bis zum andern Morgen kühl gestellt, früh am Tage nach Stuttgart gefahren und dort verhausiert.

Badgasse

Im Jahre 1381 wird eine «Badgasse» erwähnt. Eine Mätz Köny muß für die «Badstube» 12¹/₂ Schilling Pacht zahlen. Die Badstuben im Land gehörten der Herrschaft Württemberg, die sie an Liebhaber verpachtete. Diese Badstube muß wohl im 15. Jahrhundert wieder in Abgang gekommen sein, denn im Jahr 1514 gestattete Herzog Ulrich der Gemeinde Ditzingen von neuem die Errichtung einer Badstube. Diese wird der «Badgasse», deren Namen noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts im Dorf gebräuchlich war, den Namen gegeben haben. Wir haben bis jetzt noch keinen Anhaltspunkt dafür, welche der Gassen diesen Namen trug. Im Jahr 1770 heißt es: Haus in der Baadgassen neben Michel Eisenhardt. Hans Jerg Noz, Becken und der Schweizerin, und noch im Jahre 1804: Hofraitten in der Badgäß.

Die Glems

Lange Zeit war man der Meinung, es handle sich, wie bei manchen Gewässernamen unseres Landes, um ein keltisches Wort. Den Sprachwissenschaftlern ist es jedoch klar geworden, daß «Glems» auf das in den Alpen noch heute gebräuchliche Wort «Klamme» zurückgeht. Mit einer solchen, einer engen Talschlucht, haben wir es besonders zwischen Leonberg und der Tonmühle zu tun; auch finden wir unter den Flurnamen unserer Gegend da und dort den Namen «Glamets», was eine kleine, vom Wasser gegrabene Schlucht bedeutet. Wir erinnern uns ferner des Wortes «klemmen», was ja «zusammendrücken» bedeutet und auf dieselbe sprachliche Wurzel wie «Glems» zurückgeht.

Es sei bei unserer Glems darauf hingewiesen, daß sie in der Geschichte unseres Dorfes und darüber hinaus unseres Landes einmal eine wichtige Rolle gespielt hat, als sie von Beginn des 6. Jahrhunderts an bis weit ins Mittelalter hinein auf unserer Markung die Grenze zwischen Franken und Schwaben und gleichermaßen zwischen den Bistümern Speyer und Konstanz bildete, welchem Umstand Ditzingen seine zwei Kirchen, die Speyrer und die Konstanzer Kirche verdankt.

Daß das Flüßchen, ortsüblich in bescheidener Weise als «Bach» bezeichnet, sich gelegentlich recht ungebärdig, etwa nach einem Wolkenbruch, zeigen kann, beweisen die Hochwasser, von denen die niedergelegenen Ortsteile heimgesucht werden. Ortskundige Forscher glauben an einen früheren Lauf durch die Marktstraße, Münchinger Straße und Gröninger Straße. Auf jeden Fall war bei der Gründung unseres Dorfes, etwa im 4. Jahrhundert n. Chr., die breite Talau versumpft und ist erst durch unsere Ditzinger Vorfahren allmählich trockengelegt worden.

Das erstmal erscheint der Name in den Urkunden des Klosters Lorsch, wo es heißt, Gerlingen liege im Glemsgau. Im Jahr 1600 hören wir von einer Begrädigung der Glems, da heißt es: «Durch ihre vielen Renk und Kremmenen schädigt sie das Futter»; und so verglichen sich die Gemeinden Leonberg, Eltingen, Höfingen und Ditzingen, diese «Krümmungen» abzugraben und zwar so, daß der, dessen Stück durchgraben wird, dafür den Altbach bekommt, also die begrädigte Krümmung.

In Ditzingen hatte die Gemeinde das Fischwasser; konnte es verleihen oder in eigener Regie fischen. Im Jahr 1615 wollte Ludwig von Janowitz, der damalige Inhaber und Bewohner des Schlosses, Ansprüche an das Fischwasser der Glems stellen, was abgelehnt wurde, «da Ditzingen außer den Fischbächen kein Einkommen habe und alles aus des Bürgers Beutel erheben müsse».

Die Wette

Wo die Beschränkung der entlang der Glems führenden Straße aufhört und sich die Glems beim Gasthaus Lamm in ihrem Lauf nach Norden wendet, ist die «Wette». Das Bachbett ist hier besonders flach, so daß Enten und Gänse, die einst das Wasser belebten, hier nach Herzenslust gründeln konnten. Im Winter tummelte sich an dieser Stelle die Jugend auf dem Eis mit Schleifen und Schlittschuhfahren, denn das wegen des nahen Wehrs ruhig fließende Wasser gefror leicht und ein Einbrechen war wegen der geringen Wassertiefe ungefährlich. In den Sommermonaten aber wuschen und striegelten hier die Bauernburschen am Sonntagmorgen ihre Gäule, bis das Fell glänzte.

Vor Aufkommen der Feuerspritzen war bei Ausbruch eines Brandes die Wette ein wichtiger, unerschöpflicher Wasserlieferant, aus der das Wasser in kleinen Ledereimern in der «Eimerkette» von Hand zu Hand zum Brandplatz befördert wurde.

Gemeinden, die nicht an einem Gewässer lagen, mußten auf herzoglichen Befehl künstliche Wetten anlegen. An diesen befanden sich häufig auch die öffentlichen Waschwäuser, denn der Feuersgefahr we-

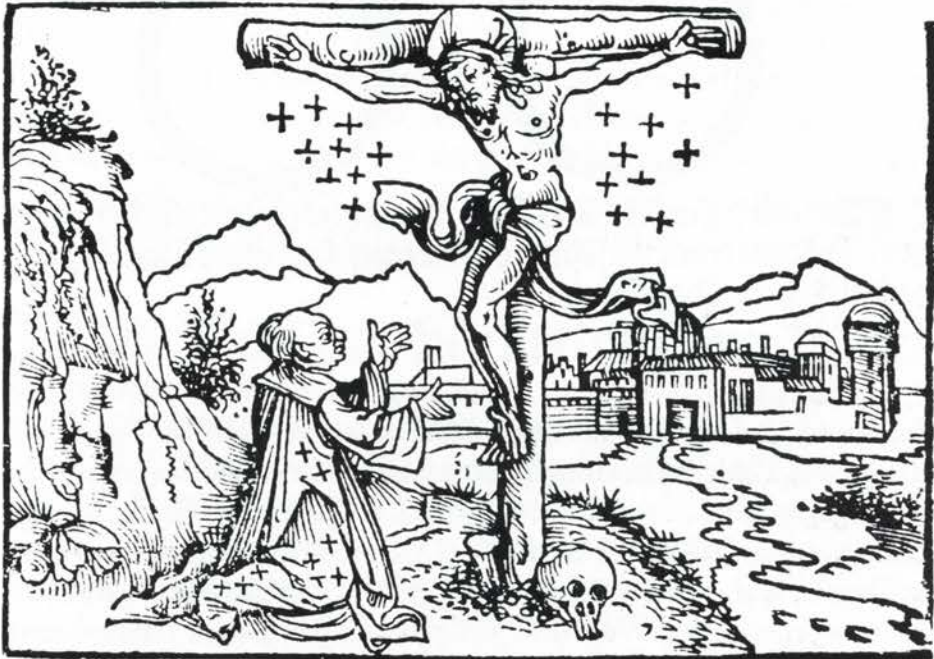
Ich bin ain Buchlinn

der Juden veindt ist mein namant

Ir schalckhait sag ich vnnnd wil mich des nit schamenn
Die langzeyt verborgen gewest ist als ich thün bedütens
Das wil ich yetz offenbarn allen Cristen leütren
Dann ich bin mit yren hebraischen schriffte[n] wol vware[n]
Vnd dem verkerren geschlecht die warhait nit gespärt

Jesus nazaren^o rex iudeor^u

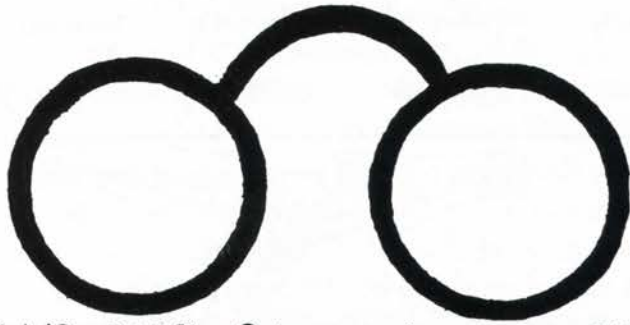
יהושע נצרת במלך היהודים
yehoschua nazeros vnclech haiehudim



einem zweiten Stadium jedoch glaubte sie (und dies ohne jeden Grund), er sei Anhänger der Reformation und verurteilte ihn daher. Der vom brutalen Antisemitismus aufgeheizte «Reuchlin-Streit» ließ einen Humanistenkreis aktiv werden, der bisher geschwiegen hatte. In Hagenau erschienen 1515 die in Erfurt verfaßten «Dunkelmännerbriefe» in barbarischem Latein. Sie sollten durch ihre derbe Komik die Bildung der Kölner Reuchlin-Gegner glossieren. So wichtig diese Schützenhilfe Reuchlin war, im Grunde stand er diesen karikierenden Satiren fremd und hilflos gegenüber. Luther, der die Briefe frech fand, was sie auch waren, nannte deren anonyme Verfasser Hanswurste. Erasmus, der große Schweiger, trat aus der Reserve heraus und warnte vor derartigen Formen der Auseinandersetzung. An Hoogstraeten schrieb er: «Du bist nur Inquisitor, nicht Richter! Trenne die Person von der Sache. Der Mensch kann irren, dann ist sein Irrtum zu verdammen, aber seine Ehre ist zu bewahren, sein wissenschaftliches Streben hoch zu halten.»

Doctor Johannsen Reuchlins
 der K. M. als Erzherzogen zu Osterreich auch Chur
 fürsten vnd fürsten gemainen Bundtrichters im
 Schwaben warhafftige entschuldigung
 gegen vnd wider ains getaufften iuden
 genant Pfefferkorn vormals ge
 truckt vßgangen vnwarhaf
 tigs schmachbüchlin

Augenspiegel



¶ Am end dieses Büchlins findet man ain correctur etlicher wör-
 ter so im dem truck versehen sind im teutschen vnd latin, bezeich-
 net durch die zal der bletter.

In diesem Augenblick, wo der Friede schon vor der Türe stand, fiel die größte Fehlentscheidung in Reuchlins Leben. Die Kurie, in Abwehr gegen die Reformation begriffen, schüttete das Kind mit dem Bade aus, bürdete Reuchlin die ins Unermeßliche gewachsenen Prozeßkosten auf und befahl ihm, strengstes Stillschweigen fortan zu üben. «Jetzt geht er von dem Galgen auf das Rad», triumphierte Pfefferkorn.

In dieser Zeit zwischen 1515 und 1520 starb Reuchlins zweite Frau, über deren Herkunft wir so gut wie nichts wissen, war Reuchlin gezwungen, die Prozeßkosten abzuzahlen, was er mit dem Verkauf von Hab und Gut aus den Ditzinger Grundstücken bewerkstelligen mußte. Ulrich, der Herzog, war vertrieben worden, «der Fürst der Räuber», aber das neue Regime war nicht besser. «Hier herrscht die Pest, Rachlust der Sieger, Neid, Unterdrückung der Guten, vorher übte der Hunger sein Regiment aus, ihm folgte das Schwert, nun ist die Pest da. Das ganze Land ist in Parteien gespalten: es gibt mehr Bettler und Arme als Reiche und des großen Haufens Streben ist auf Plünderung und Aneignung von Reichtümern gerichtet.»

64 Jahre war Reuchlin alt, als er aus Verbitterung und Gram Württemberg verließ, um seine letzte Stellung, die er aus finanziellen Gründen bitter nötig hatte, anzutreten. Er ging als Lehrer an die bayrische Universität Ingolstadt. Dort wohnte er (demonstrativ?) im Hause des Luther-Gegners Johann Eck. Zu seiner Stütze wollte er einen nahen Verwandten, von dem er viel hielt, Philipp Schwarz-erd, dem Reuchlin den griechischen Namen Melanchthon gegeben

gen war es streng verboten, in den Häusern zu waschen.

Bei der Einmündung des Lachgrabens in den Beutenbach war eine Wette anderer Art, die «Teuchelwette», eigentlich eine Grube, in der ein gewisser Vorrat an Holzteucheln feuchtgehalten wurde, daß die wertvollen Wasserleitungsrohre keine Sprünge bekamen und dadurch wertlos wurden. Sowohl die künstlichen Wetten als auch die Teuchelwetten mußten alljährlich entschlammt werden. Der anfallende Schlamm war als wertvoller Boden sehr begehrt, so daß die Entschlammung im Aufstreich versteigert wurde.

Der Altbach

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts floß er als seichtes, mit Steinen übersätes, breites Gewässer vom Wehr oberhalb des Totenstegs bis zur Einmündung des von der Schloßmühle herabführenden Mühlkanals träge dahin. Heute ist er in ein enges, steinernes Bett gezwängt, ein Bild, das den alten Ditzinger, von seiner Notwendigkeit abgesehen, fremd anmutet. Es ist kein Zweifel, daß der Bach seinen Namen zu Recht besitzt, ist er doch der «alte» Bach im Gegensatz zum «neuen» Bach, dem Kanal zur Schloßmühle, der allerdings auch schon auf ein Alter von nahezu tausend Jahren zurückblicken dürfte. Vor Anlage des Mühlkanals floß die ganze Glems durch den Altbach zu Tal und bildete für den an ihrem rechten Ufer erhöht stehenden Herrenhof einen wirksamen Schutz.

Das seichte Gewässer war einst von Enten und Gänsen bevölkert, aber auch von im Wasser herumwatenden, nach Grundeln fischenden Buben, ein gefahrloser, unvergeßlicher Spielplatz. Bei Hochwasser konnte der Bach ein reißender Strom sein, der in seinen Ausläufern durch die Bauern- und Kreuzergasse oft bis nahe an die Marktstraße heraufreichte.

Es gibt da und dort im Lande Altbäche, deren Name aber nicht selten auf das alte-deutsche Wort «Alahbach» zurückgeht, was so viel wie «heiliger» Bach bedeutet. Häufig handelt es sich dann um das klare, noch reine Gewässer eines Oberlaufs; denn unsern Vorfahren galten viele Gewässer als heilig, besonders heilsames Wasser spendende Quellen oder, wie gesagt, der Oberlauf von Bächen und Flüssen.

Laufende Brunnen

Unserem Ort hat es nicht an gutem Quellwasser gefehlt; ein Beweis dafür waren die vier stark fließenden Brunnen und eine Anzahl Pumpbrunnen, gleichmäßig im Dorf verteilt. Zu dem besonders stark fließenden Brunnen in der Brunnengasse kam der aus zwei Rohren Wasser spendende Brunnen beim Rathaus, gegenüber von dem Gasthaus zur

Linde. Er hatte einen großen, steinernen und einen niedrigen, eisernen Brunnen-trog, damit auch das Kleinvieh seinen Durst stillen konnte. Wo die Mittelgasse in die Autengasse mündet, stand wieder ein stark fließender Brunnen mit einem langen Trog. In alter Zeit hieß er «Galtbrunnen», was auf das hier zu tränkende Jungvieh hinweist. In neuerer Zeit hieß er im Dorf der «Mannenbrunnen», nach der einst in der Nähe liegenden «Bäckerei Mann». In der Glems beim Totensteg stand der vierte laufende Brunnen, dessen Wasser allerdings nicht ganz einwandfrei war, weshalb vor seinem Genuß gewarnt wurde.

Zum Schluß darf ein schwach fließender Brunnen nicht vergessen werden. Er stand am Eingang zur Höfinger Straße auf der linken Seite. Weil in seiner Nähe das Bettelhaus (Wohnhaus für zwei dorfarme Familien) lag, hieß es im Dorf das «Bettelbrünnele». Die Verkleinerungsform des Wortes weist darauf hin, daß der Brunnen nur in einem dünnen Strahl Wasser spendete. Im Dorf stand er wegen seines vorzüglichen Wassers in hohem Ansehen und auch von den entfernteren Dorfteilen kam man zu ihm, um sich einen Krug seines weichen, wohlschmeckenden Wassers zu holen, das besonders auch den Kranken wohltat. Daß er als verkehrshindernd der neuen Zeit weichen mußte, tut dem Heimatfreund leid.

Die Glemsbrücke

An der Stelle, wo die Glems auf ihrem kurzen Lauf durch das Dorf in dieses eintritt und auf die das ganze Dorf in seiner Länge durchziehende Hauptstraße trifft, befindet sich die einzige Brücke über die Glems innerhalb der Siedlung. Hier kann ein uralter, in die Vorzeit zurückreichender Übergang über die Glems und damit über das Tal angenommen werden. Wie lange es im Werden unseres Dorfes währte, bis an die Stelle einer durch das flache Bett führenden Furt eine Brücke einen leichteren Übergang ermöglichte, wissen wir nicht, weil uns keine Urkunde darüber Aufschluß gibt.

Der Totensteg

Bis zum Jahre 1495 begrub man die Toten des rechts der Glems liegenden Orts-teils im Hof der Konstanzer Kirche. Als mit dem stetigen Anwachsen dieses Orts-teils der Platz hierfür nicht mehr ausreichte, war man gezwungen, alle Toten bei der Glemskirche zu beerdigen. Der Weg für den Leichenzug führte in den meisten Fällen durch den Vorhof und den «Totensteg» zum Friedhof der Speyrer Kirche. Vermutlich bestand hier schon längst ein einfacher, schmaler Steg für Fußgänger, der allerdings für den neuen Zweck nicht mehr ausreichte und einem solideren und breiteren weichen mußte.

hatte, bei sich haben. Dieser folgte jedoch einem Ruf an die Universität Wittenberg. Die Einsamkeit wurde ihm in Ingolstadt stärker bewußt denn je. Daher kehrte er im April 1521 nach Stuttgart zurück. «Von den Hassern der Wissenschaft, von meinen Neidern und Bücherverbrennern bin ich übergenuß geplagt, von jener schlechten Pharisäerkaste als Märtyrer der hebräischen Sprache geopfert, gehetzt und zerfleischt worden. Einige haben dazu Beifall geklatscht, Menschen, die das Unglück gebar, Schlechtigkeit großzog, Schmeichelei erhielt. Ich verachte die Menge, ich verachte die Einzelnen. Der Gelehrte lebt am besten in stiller Ruhe. Das will ich jetzt tun.»

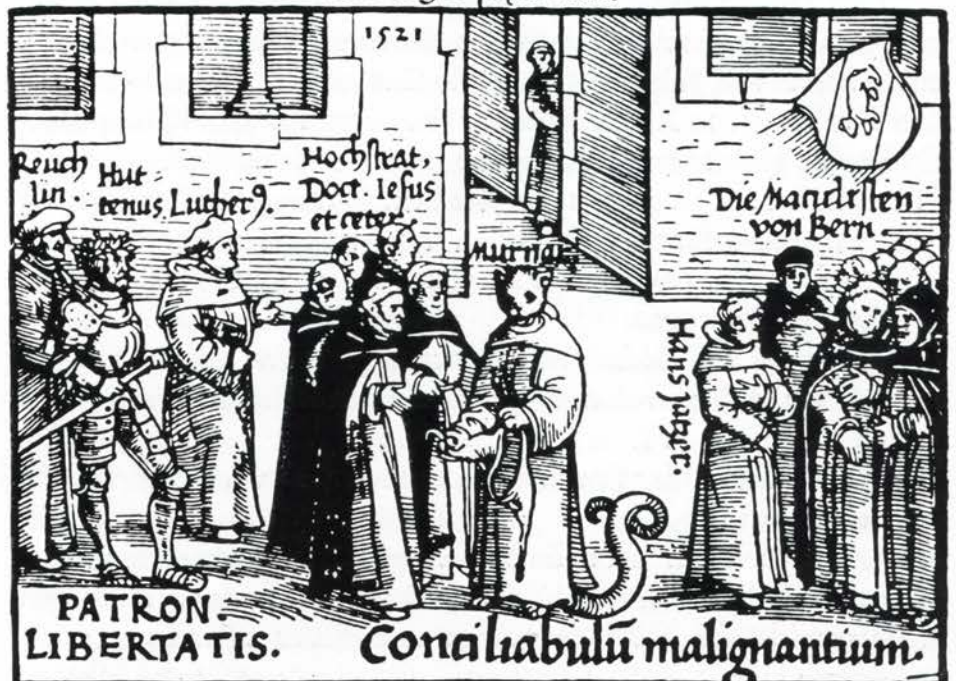
Stille Ruhe? Sie war eine Utopie. Die Universität Tübingen griff nach dem Gräzisten und Hebraisten, hebräische Bibeln wurden beschafft, um Reuchlin Arbeitsmaterialien präsentieren zu können. Da überfiel ihn 1522 eine Krankheit (Gelbfieber), an der er nach einer erfolglosen Kur in Bad Liebenzell am 22. Juni in Stuttgart gestorben ist.

Es spricht für die Erschütterung, mit der man den Tod dieses Mannes aufnahm, daß man ihm eine Art Himmelfahrt zuschrieb: An der Brücke zum Jenseits habe ihn der heilige Hieronymus empfangen, ihn als Kollegen begrüßt, und ihm ein dreifarbiges Kleid gebracht, eine Andeutung jener drei Grundsprachen, die beide so vortrefflich

History Von den vier ketzren Prediger

ordens der obseruanz zu Bern im Schwyger land
verbrant/ in dē jar noch Christi geburt. M. C. C.
C. ix. vff dē nächstē donderstat noch pfingstē.

Ein kurzer begriff vnbillicher fruel hand
lüg Hochstrats / Wurnars / Doctor
Ihesus vñ irer anhenger / wider dē
Christlichen Doctor Martin
Luther / von alle liebhaber
Euangelischer lere.



beherrschten. «Wiese und Luft waren von Engeln angefüllt, auf einen Hügel senkte sich vom offenen Himmel eine Feuersäule nieder, in dieser stiegen die beiden Seligen, sich umarmend, unter dem Gesang der Engelchöre empor.»

Als Reuchlin starb, saß Luther auf der Wartburg über seiner deutschen Bibelübersetzung, formulierte Melanchthon die Aufgaben der Reformation, zeichnete Thomas Murner das satirische Bild vom «lutherischen Narren». In diese neue Zeit hätte Reuchlin nicht mehr gepaßt. Denn über seinem Leben stand weder Kampf noch konfessionelle Auseinandersetzung, sondern das Streben und Suchen nach Wahrheit. Es war dies das Ur-Thema des Humanismus gewesen: «Die Wahrheit nur bete ich an als Gott.»

Wolfgang Irtenkauf

Reuchlin und Ditzingen

Die Verbindung von Johannes Reuchlin zu Ditzingen geht über dessen erste Frau. Schon im Jahre 1898 glaubte Eugen Schneider¹ zu wissen, diese Frau habe einer Familie Lux angehört: «Offenbar stammt die Frau von Ditzingen, wo Reuchlin gegen 10 Morgen Güter besaß. Da er in der Nachbarschaft zusammen mit Heinrich Luxen Kindern von Ditzingen ebenfalls begütert war, gehörte wohl seine Frau der genannten, sonst unbekanntem Familie an (Lagerbuch von 1509). Hier ist auch sein Landgut zu suchen.»

Mehr wußte die neue Oberamtsbeschreibung von 1930² zu berichten: «1529 gab es in Ditzingen ein Gütlein mit 10^{3/4} Morgen Äcker und 1 Morgen Wiese im Brühl; dieses Gütlein heißt «der Doktorin Gütlein» und wurde 1529 von Matthis Schlaffer bebaut, der daraus 3 Malter 5 Simri Roggen (Hubkorn) bezahlte. Er hatte daneben noch ein Heiligengütle mit 9 Morgen Äcker und 1/2 Morgen Wiese und etwa ebensoviel eigene Stücke. Es handelt sich hier wohl um einen Besitz von Johannes Reuchlins Gattin.»

Der Herkunft von Reuchlins erster Frau ging vor allem Hans-Martin Decker-Hauff³ nach. Er konnte folgendes feststellen:

1. Heinrich Lux ist identisch mit einem Heinrich Müller genannt Lux und einem Lux Müller, folglich ist Müller Berufsbezeichnung, die bereits zum Familiennamen geworden ist. Lux ist ein vorübergehender Übername.
2. Durch zwei von Decker-Hauff neu aufgefundene Quellen⁴ wurde ein Hans Müller «von ditzingen, Doctor Röchlins Schwager» ausfindig gemacht.
3. «Der Reichtum der Frau ist das einzige, was wir sicher von ihr wissen.»

Aufgrund mehrerer Kombinationen gelangte Decker-Hauff⁵ zu einem Sippenkreis um Reuchlins erste Frau, der in der geradlinigen Abfolge sich auf folgende Familienmitglieder schwerpunktartig reduzieren läßt:

Einige wichtige Gebäude

Die Konstanzer Kirche

Der große, zur Verfügung stehende Stoff zwingt dazu, um in dem uns gesetzten Rahmen zu bleiben, uns in der Hauptsache darauf zu beschränken, der Geschichte der Konstanzer Kirche nachzugehen. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß wir auch in jenes Dunkel unserer Geschichte zurückgreifen, aus dem uns keine oder nur sehr wenig Kunde kommt.

Wir können annehmen, daß der Glaubenswechsel mit Ende des 6. Jahrhunderts begann und im 8. Jahrhundert abgeschlossen war; denn bei Beginn unserer schriftlichen Quellen im 8. Jahrhundert ist die alte Religion unserer Vorfahren überwunden und das erste, was wir erfahren, sind Schenkungen an Klöster als Äußerungen christlichen Glaubens; doch sind uns in einigen Flurnamen noch Reste der alten germanischen Religion erhalten geblieben. Bald zeigen unsere Quellen christliche Kirchen statt germanischer Opferstätten. Soweit sie nicht, wie im fränkischen Nachbarstaat, auf den Willen der Staatsgewalt zurückgehen, die ein Interesse an einer einheitlichen christlichen Glaubensauffassung hatte, finden wir sie an den Sitzen des Hochadels. Meistens sind diese sogenannten «Urkirchen» dem fränkischen Nationalheiligen Martin geweiht, dem auf schwäbisch-alemannischer Seite der hl. Michael entspricht. Diese Urkirchen hatten einen sehr großen Sprengel; denn noch gab es wenig Kirchen im Land. Die nächste Urkirche, eine «Martinskirche», war in Kornwestheim, und wir dürfen annehmen, daß auch Ditzingen, mindestens der rechtsgleimsische Teil, zu diesem Sprengel gehörte. Einen Anhaltspunkt dafür haben wir im «Westemer Weg» und der «Westemer Höhe». Der Weg zielt genau auf das etwa zwei Stunden entfernte Kornwestheim und dürfte der Kirchenweg nach «Westheim», wie es ursprünglich hieß, gewesen sein.

In der Folgezeit setzten die Dorfadelsgeschlechter ihre Ehre darein, hinter dem Hochadel nicht zurückzustehen und ihrerseits auf ihren Dörfern auch Kirchen zu gründen. Und so finden wir schon verhältnismäßig früh das Land mit Dorfkirchen überzogen. Wann die erste Konstanzer Kirche errichtet wurde und welchem Patron sie geweiht war, wissen wir nicht. Gustav Bossert, der Erforscher unserer Kirchen, glaubt an eine dem Johannes geweihte Taufkirche. Die erste schriftliche Nachricht stammt aus dem Hirsauer Codex, der uns berichtet, daß ums Jahr 1100 Wolfram von Bernhausen seinen Teil an der Kirche zu Ditzingen, und zwar ein Viertel, dem Kloster Hirsau schenkt. Wahrscheinlich stand er, vielleicht durch seine Mutter, in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause

der «Herren von Ditzingen», die wir als mutmaßliche Gründer der Kirche ansehen. Die Kirchen waren damals allgemein «Eigenkirchen», d. h. im Besitz der jeweiligen Stifterfamilie, der genauso wie anderer Besitz vererbt oder verschenkt werden konnte. Wenn sich nun mehrere Leute in den Besitz der Kirche teilen mußten, gab es allerlei Schwierigkeiten, z. B. auch in der Besetzung der Pfarrstelle. Deshalb ging das Kloster Hirsau darauf aus, die restlichen drei Viertel an der «Marienkirche», wie sie jetzt heißt, in seinen Besitz zu bekommen. Zu diesem Wechsel im Kirchenheiligen, der zwar nicht bewiesen, aber doch vermutet werden kann, ist zu sagen, daß auch die Wahl der Kirchenheiligen von der Zeitströmung beeinflusst wurde, was wir auch bei der Speyrer Kirche feststellen können. Im Jahre 1391 ist die Konstanzer Kirche mit Bestimmtheit ganz im Besitz des Klosters Hirsau.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie diese frühe Konstanzer Kirche ausgesehen hat. In den meisten Fällen sind die frühen Kirchen zunächst einmal Holzbauten gewesen, die im Laufe der Jahrhunderte einer festeren Bauweise weichen mußten. Gleichzeitig mit dem Kirchenneubau erfuhr auch die Umgebung eine gründliche Umgestaltung, indem die ganze Anlage zu einer Kirchenburg ausgebaut wurde, wie solche heute noch im fernen Siebenbürgen zu sehen sind und es in jenen Jahrhunderten auch in unserem Lande nicht wenige gab. Die die ganze Anlage schützende Außenmauer wurde wesentlich verstärkt und erhöht, mit Umgang und Schießscharten versehen. An die Innenwand der Mauer wurden etwa hundert kleine, 12 Schuh breite Häuschen, «Gaden» genannt, gebaut, in denen die Bürger Vorräte für Notzeiten aufbewahren konnten. Diese Gaden beanspruchten in dem an sich schon beengten Raum viel Platz, wodurch das Feld für die Bestattung der Toten sich so verkleinerte, daß beschlossen wurde, jetzt alle Toten auf dem Hof der Speyrer Kirche zu beerdigen. Eine Notiz sagt, daß man aber die totgeborenen Kinder «um eines Vorurteils willen» auch weiterhin bei der Konstanzer Kirche beerdigen werde.

Seit 1740, also nach fast 250 Jahren, ging man daran, die Gaden allmählich abzubauen und in den Jahren 1810/11 wurde auch die hohe Schutzmauer teils ganz, teils auf 15 Schuh Höhe auf Kosten der Gemeinde abgebrochen und die Steine zum Straßenbau verwendet. Damit verschwanden auch die Gaden vollends, sie hatten ihren Sinn und Zweck verloren.

Von Interesse ist noch, daß es zwischen der Gemeinde und den Hirsauer Kirchenherren wegen des Rechts der Mesnerwahl zu Streit kam, das Hirsau für sich beanspruchte, die Gemeinde aber übergang, weil sie «wegen der Früchte in den Gaden einen vertrauenswürdigen Mann brauchte».

ABERLIN MÜLLER
Müller in Ditzingen,
dann Bürger in Stuttgart
* um 1380 † 1450/51

ABERLIN MÜLLER
Müller in Ditzingen
* um 1410 † nach 1470

HÄNSLIN MÜLLER
von Ditzingen
Bürger zu Stuttgart
* 1410/20 † 1470/87
(verheiratet mit einer
unbekannten Stuttgarterin)

FRAU REUCHLIN
* 1445/50 † 1500/01
(Heirat um 1485)

HANS MÜLLER
Ratsherr und Richter
in Stuttgart
* um 1451 † um 1505

Die weitaus ergiebigste Quelle für das Vorkommen des Namens Reuchlin in Ditzingen ist das Lagerbuch von 1509⁶. Wir bringen hier die wichtigsten Einträge im Wortlaut:

Reuchlins Gütlein umfaßt folgende nachgeschriben gütter:

(Blatt 34v) Zelg gen hirßlanden.

Item 1 morgen ackers an dem hemingerweg, ain syt an Jörigen Mercklins witwe widemacker, andersit an Benedict nuwmayers hofacker.

Item 1 morgen im hirßlander grunde am runß ainhalb unnd annderhalb an dem Kocher Hainrich.

Item 1 morgen ob dem hirßlander bronnen, ain syt an sinem aigen acker unnd wendet an der syt herfür uff Peter Purlins aigen acker.

Item 1 fiertel ackers am geßlin an dem befinger wege, ainhalb an hannsen dyenman unnd andersyt an Jörigen Bron.

Zelg hynuß gen Löwenberg.

Item 2 morgen ackerß an der halden, ain syt an Lienhart Sprunvor-müller (?), anndersyt an Bechtlin Herzog, Michel Utzen dochterman.

Item 1 morgen an dem mulweg genannt zu krinnenacker, ainhalb an Hannsen Dyenman, annderhalb an Michael Wilden kind gütlins acker.

Item 1 morgen an dem obern gerlingerweg, ainhalb und annderhalb an Michel Mans hofacker.

Item 1 morgen am gütprecht, ain syt an Baltazar Hopach, anndersyt an Hennßlin Gugelin.

(Bl 35r) Zelg gen Münchingen.

Item 1 morgen wiß unnd ackers an der halden, ain syt an Jörigen Burcklins Witwe, ist anndersyt ain anwender unnd zuicht über den Almanderwege.

Item 1 morgen zu ditzenbronn, ainhalb an Hannsen Niblings Witwe, annderhalb an Urban Wilden, went uff Jungkher Hannsen von Nippenburgs wisen.

Wisen.

Item 1 manßmadt wisen, ainhalb an Baltazar Hopacher unnd anndersyt an der glems.

Ferner hatte Reuchlin Anteil am Wellingsgut. Er war hier zusammengespant mit Hans Hick aus Hirschlanden, Jakob Schwycker, Georg Schimmel aus Böblingen, Peter Purlin und Michel Man. Offenbar resultierte daraus der Besitz des «Doctor Hanns Röuchlin von Stuttgart» am oberen Gerlingerweg.

Zählt man diese genannten Zahlen zusammen, so stellt sich die Zahl von $10^{3/4}$ Morgen Äcker und Wiesen heraus, die über die ganze Markung verstreut waren. Folgende Lageskizze möge dies näher veranschaulichen:

<i>Hirschlander Brunnen</i> (1 Mg.)	<i>Hemminger Weg</i> (1 Mg.)	<i>Halden</i> (1 Mg.)
Nachbar:	Nachbarn:	Nachbar:
Peter Purlin	Georg Mercklin Wwe. Benedikt Nuwmayer	Georg Burcklin (grenztan Maurener Berg)

Runß (1 $\frac{1}{2}$ Mg.)
Nachbar:
Heinrich Kocher

Ditzenbrunn (1 Mg.)
Nachbarn:
Hans Nibling Wwe.
Urban Wild
Hans von Nippenburg

Gäble am Höfnger Weg ($\frac{1}{4}$ Mg.)
Nachbarn:
Hans Dyenmann
Georg Bron

Wiese an der Glems

Halden (2 Mg.)
Nachbarn:
Lienhart Sprunvormüller (?)
Bechtlin Herzog

Mühlweg = Krinnenacker (1 Mg.)
Nachbarn:
Hans Dyenmann
Michael Wild jun.

Oberer Gerlinger Weg (1 Mg.)
Nachbar:
Michael Mann

Gutprecht (1 Mg.)
Nachbarn:
Balthasar Hopach(er)
Hänslin Gugelin

Es ist nun erstaunlich, daß Reuchlin selbst fast nie auf dieses Ditzinger «Gütlein» zu sprechen kommt. Durch zwei indirekte Zeugnisse wird diese Sache klarer. Es ist dies

1. eine Äußerung Reuchlins in einem Brief an den Erfurter Humanisten Mutianus Rufus (der in der Nr. 1/1971 der «Ditzinger Heimatblätter» abgedruckt wurde): «Ein Jahr ist verflossen, seit wir die Stadt (gemeint ist Stuttgart) verließen und auf dem Lande ein Haus bauten». Das war im Jahre 1509.
2. eine Rückäußerung des Hirsauer Mönches Nikolaus Basellius⁷ aus dem gleichen Jahr, und zwar vom 31. März. Basellius wünscht Reuchlin Glück für sein weiteres Leben, das er auf dem Lande zu-

Das Kirchtor

Unser neues Thema ist eigentlich die Fortsetzung des vorhergehenden. Noch um die Jahrhundertwende konnte man alte Leute sagen hören: «I gang für's Kirchtor naus», also zwischen Kirche und dem Bauernhaus Knapp in Richtung Weilimdorf, Gerlingen. Es war demnach in der Erinnerung der Menschen wach geblieben, daß hier einmal ein Tor war und da es als Falltor konstruiert war, heißt es in den Büchern auch «Falltor». Dieses feste Tor bildete mit der Kirchenburg eine Einheit, mußte aber wohl auch in den Jahren 1810/11 als verkehrshindernd der neuen Zeit weichen und heute, nach anderthalb Jahrhunderten, ist jede Erinnerung an dieses wichtige Tor aus dem Volksbewußtsein verschwunden. Noch um die Jahrhundertwende hörte das Dorf eigentlich bei der Kirche auf und es begannen rechts und links die Gärten und Felder.

Im Jahr 1424 heißt das Tor «Falltor», also bestand es schon vor dem Kirchenneubau gegen Ende des 15. Jahrhunderts; 1778 lesen wir: Acker beim Kirchtor; 1784: Acker beim Fallthor; 1797: Acker vorm Kirchtor; 1811: Acker beim Falltor, in die erste oder Farrenwiddum gehörig und: Acker bei dem Kirchtor, in die erste oder Farren-Widdum gehörig.

In anderen, uns nicht näher bekannten Urkunden wird auch ein Leonberger und ein Höfnger Tor genannt.

Die Speyrer Kirche

Sie liegt, wie der Name sagt, auf der einst zum Bistum Speyer und zu Franken gehörigen linken Seite der Glems. Im Volksmund heißt sie meist «Glemskirche». Auch ihre frühe Geschichte liegt im Dunkel. Während die benachbarte Hirschlander Kirche nach dem Codex des Klosters Lorsch bereits für das Jahr 786 bezeugt ist, steht es noch fast 560 Jahre an, bis im Jahre 1347 unsere Kirche zu Sankt Lampert zum erstenmal genannt wird. Dabei weisen die ganzen Umstände und vor allem der Kirchenheilige Lampert auf ein sehr hohes Alter. Die Franken, bei denen Sankt Lampert in hohem Ansehen stand, hatten ein großes Interesse daran, daß hier, an einem Brennpunkt ihrer Macht, möglichst früh eine christliche Kirche entstand, die missionarisch ins feindlich gesinnte und dem alten Götterglauben anhangende Alemannien hinüberwirkte.

Da uns nichts überliefert ist, was auf eine Gründung durch die Dorfherrschaft «derer von Ditzingen» hinweisen könnte, ist es erlaubt, an eine Gründung durch den fränkischen Staat zu denken. Auch der Kirchenheilige Sankt Lampert weist in diese Richtung. Wie bereits erwähnt, erfahren wir im Jahr 1347 das erstmalig etwas von ihr, anlässlich der Übergabe der Kirche an das Dominikanerinnen-Kloster

Pforzheim durch Bischof Gerhard von Speyer. Dieser Frauenorden ging von Anfang an darauf aus, den Hirsauer Mönchen auf der anderen Seite der Glens den Rang abzulaufen. Aus diesem Grunde entschlossen sie sich auch als erste, zu einem Neubau ihrer Kirche zu schreiten, der im Verhältnis zu dem kleinen Sprengel, für den er erstellt wurde, in der Tat großartig an Größe und baulicher Schönheit ausfiel. Während es im Jahr 1424 noch «Sankt Lamprecht» heißt, wird im Jahr 1514 «Sant Lampertus und Sant Margarethen Kirchen» genannt. Wir sehen, wie hier dem alten Kirchenheiligen Lampert ein neuer in der hl. Margarethe beigesellt wird. Das besagt, daß Sankt Lampert keine Rolle mehr spielt und dem Zug der Zeit entsprechend Sankt Margarethe als Kirchenheilige den Vorzug hat. Später verschwindet Sankt Lampert ganz, und es ist nur noch von der «Sankt Margarethen Kirchen» die Rede. Durch die Reformation verlor sie ihre Stellung als Pfarrkirche und ist seither nur noch Friedhofkirche.

Das Pfarrhaus

Zu jeder Kirche gehörte ein Bauernhof, der Widumhof. Er war die Existenzgrundlage des Pfarrers und wurde oft bis weit ins Mittelalter hinein von den Pfarrern selbst umgetrieben. Deshalb finden wir auf zahlreichen Dörfern nicht nur ein Pfarrhaus, sondern einen Pfarrhof mit Wohnhaus, Stall und Scheuer. In unserem Ort ist nur noch das Pfarrhaus erhalten und die dazu gehörigen einstigen Wirtschaftsgebäude haben wir uns anschließend in Richtung Münchinger Straße zu denken. Auch das Pfarrhaus ist nicht mehr der ursprüngliche Bau. Ende des Jahres 1546, in der Zeit des «Interims», wurde es von den spanischen Truppen Kaiser Karls V. niedergebrannt. Auch das danebenstehende Haus des «Frühmessers» erlitt das gleiche Schicksal, und selbst am Schloßgebäude ließen sie ihre Wut aus. Noch im Jahre 1551 habe die Hofstatt leergestanden, und erst 1554, also nach acht Jahren, sei der Neubau, wie wir ihn noch bis vor kurzem vor uns hatten, in Gang gekommen.

Das Rathaus

Rathäuser gibt es in unsern Gemeinden erst seit die Ortsgewalt an eine höhere Instanz, in unserem Falle an die Grafschaft Württemberg, übergegangen war. Das war im 14. Jahrhundert. Die Grafen setzten in ihren Dörfern Schultheißen ein, die für Recht und Ordnung zu sorgen hatten. Es waren dies angesehene, unbescholtene Männer, die möglichst wohlhabend sein sollten, denn das Amt war unbesoldet und brachte nicht viel ein. Dem Schultheiß zur Seite stand das «Gericht», ebenfalls unbescholtene, von der Regierung berufene Männer, sechs bis zwölf, je nach Größe

FRATER Nicolaus Basellius: *Combita* HYR
SAVGIENSIS. Candidis Lectorib⁹
INDNO SALVTEM:-

zubringen gedenke (d. h. also in Ditzingen), damit er nicht dem Lärm des Volkes und dem Getöse der Geschäfte verfallt. In diesem Schreiben wünscht Basellius der (2.) Frau Reuchlins Genesung für die kranken Füße.

Beide Zeugnisse sind sehr interessant, ja sie erlauben weitere Rückschlüsse auf Reuchlins Leben. Offenbar war er in diesem Lebensabschnitt — Reuchlin war jetzt 54 Jahre alt — des Stuttgarter Aufenthaltes müde; er wollte sein weiteres Leben auf dem Land, d. h. in diesem Fall: in Ditzingen, verbringen. Deswegen das Gut, deswegen die Bleibe.

Ob und wie dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist, wissen wir nicht. Reuchlin steht in der größten Belastungsprobe seines Lebens: dem Kampf gegen Pfefferkorn. Er sollte alle seine Lebensenergien in Beschlag nehmen, ja sein ganzes Leben aufs Spiel setzen. Dennoch muß Ditzingen für Johannes Reuchlin ein erstrebenswertes Ziel gewesen sein.

Wolfgang Irtenkauf

Anmerkungen

- ¹ Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 52, 1898, S. 549 A 1.
- ² Beschreibung des Oberamts Leonberg, Band 2, 1930, S. 684.
- ³ In der Reuchlin-Festschrift 1955, S. 86—90.
- ⁴ Sie können aufgrund der Wasserzeichen anders datiert werden: um 1595 bzw. 1603/4.
- ⁵ a. a. O., S. 205.
- ⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101, 963.
- ⁷ Vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 21, 1962, S. 387—391.



Weilimdorf und der heilige Oswald

Da wir in diesen Blättern nicht nur die Geschichte von Ditzingen (neuerdings auch Schöckingen und Heimerdingen) behandeln, wofür in der Vergangenheit u. a. ein Artikel über Mauer Beweis ist, bringen wir hier eine kleine Abhandlung über das benachbarte Weilimdorf und die Frage nach der dortigen Oswaldkirche. Laut einer Inschrift auf der nördlichen Außenmauer ist diese Kirche 1472, also vor 500 Jahren, erbaut worden. Die evangelische Pfarrgemeinde von Weilimdorf wird im Oktober das Jubiläum festlich begehen. Wir dürfen mit diesem Aufsatz unsere Leser über die Bedeutung dieser Kirche orientieren, wobei auch Fragen der Kirchengeschichte von Hirschlanden anzusprechen sind.

des Gemeinwesens. Schultheiß und Gericht hatten ihr Amt auf Lebenszeit.

Diesen Vertretern der Regierungsgewalt standen die «Heimbürgen» mit dem «Bürgermeister» an der Spitze als Vertreter der dörflichen Selbstverwaltung gegenüber. Das sollten ebenfalls angesehene Männer sein, wurden von den Bürgern der Gemeinde auf kurze Zeit gewählt und taten ihre Arbeit auch ehrenamtlich. Sie hatten neben den Gemeindefinanzen vor allem auch die Überwachung der Felder, Wiesen, des Waldes unter sich, versahen also etwa das Amt des heutigen Gemeindepflegers.

Für diese vom Staat und von der Gemeinde bestimmten Männer, wurden etwa

vom 14. Jahrhundert an, Rathäuser gebaut, die selbst in Kleinstädten und Dörfern stattliche, sehenswerte Bauten darstellten und, falls sie die Jahrhunderte überdauerten und auf unsere Zeit gekommen sind, heute noch ein Schmuck ihres Gemeinwesens sind. Denken wir nur an das imposante Rathaus im nahen Markgröningen.

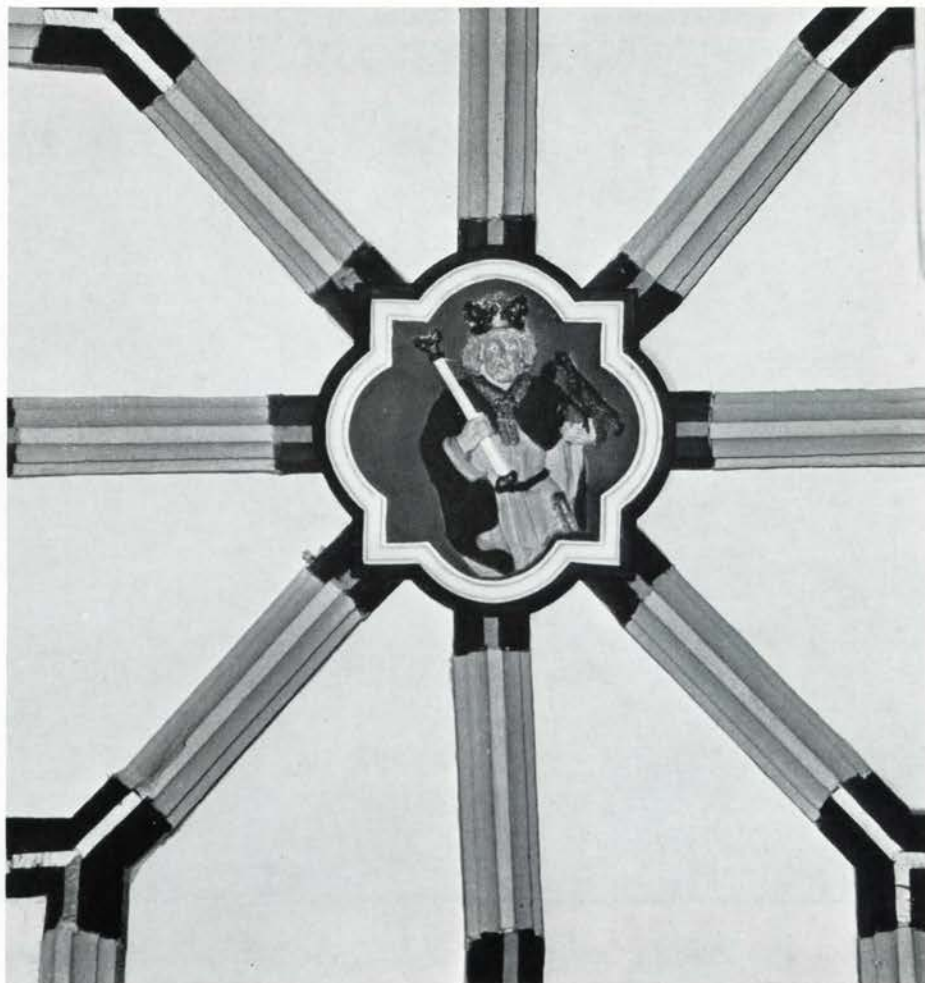
Auch unser Rathaus mit seinem schönen Gebälk ist eine Zierde; es geht in das 16./17. Jahrhundert zurück und hat durch seine abseitige Lage die gefährlichen Zeiten und Brände der Franzoseneinfälle am Ende des 17. Jahrhunderts glücklich überstanden. Wie die Kirche, wurde es beim Lay errichtet, was uns ein Beweis dafür ist, daß der Lay durch seine Lage und Bedeutung schon seit langem den eigentlichen Mittelpunkt des Dorfes darstellte.

Das Schloß

Umgeben von einem vier Morgen großen Gras- und Baumgarten lag das «Schloß» durch Jahrhunderte am östlichen Rande des Dorfes, geschützt durch einen Wassergraben mit Zugbrücke. Über seine Geschichte ist nicht viel bekannt.

Als sich, vielleicht schon im 11. oder 12. Jahrhundert, die Dorfherrschaft spaltete und der eine Teil auf dem alten Platz im Vorhof blieb, baute sich der andere am östlichen Dorfrand einen eigenen festen Sitz. Beide Wohnsitze, in den alten Urkunden «Burgen» genannt, kamen mit dem Aussterben des männlichen Stammes in verwandte Hände, der eine an die Familie «von Nippenburg», der andere an die «von Gültlingen». Beide Burgen wurden allmählich baufällig. Die Nippenburger verkauften wie bereits erwähnt im Jahr 1440 ihren Besitz im Vorhof an das Kloster Hirsau, das ein neues, festes Gebäude errichtete, welches in seinen Grundmauern bis auf unsere Zeit gekommen ist.

Anders die Herren von Gültlingen. Im Jahre 1420 bauten die Brüder Wilhelm, Balthasar und Melchior von Gültlingen ihr baufälliges Besitztum neu auf. Doch hatte bereits das Land Württemberg seine Hand darauf gelegt, gab es aber den Gültlingen zu Lehen. In der Folgezeit wechselten aus uns unbekanntem Gründen die Besitzer des öfteren, bis das «Schloß», wie die Burg der Zeitmode entsprechend jetzt genannt wird, im Jahr 1456 durch Kauf an Wilhelm von Münchingen überging. Dessen gleichnamiger Sohn verkaufte es aber schon 1487 an Hans, Schenk von Stauffenberg weiter. Im Jahre 1543 ging es aus der Hand des Sohnes Franz, Schenk von Stauffenberg an Dietrich von Frauenberg, eines in hiesiger Gegend damals wohlbekannten Hauses, der aber schon 1544 ohne Hinterlassung eines Sohnes starb, worauf das Lehen dem württembergischen Herzog heimfiel.

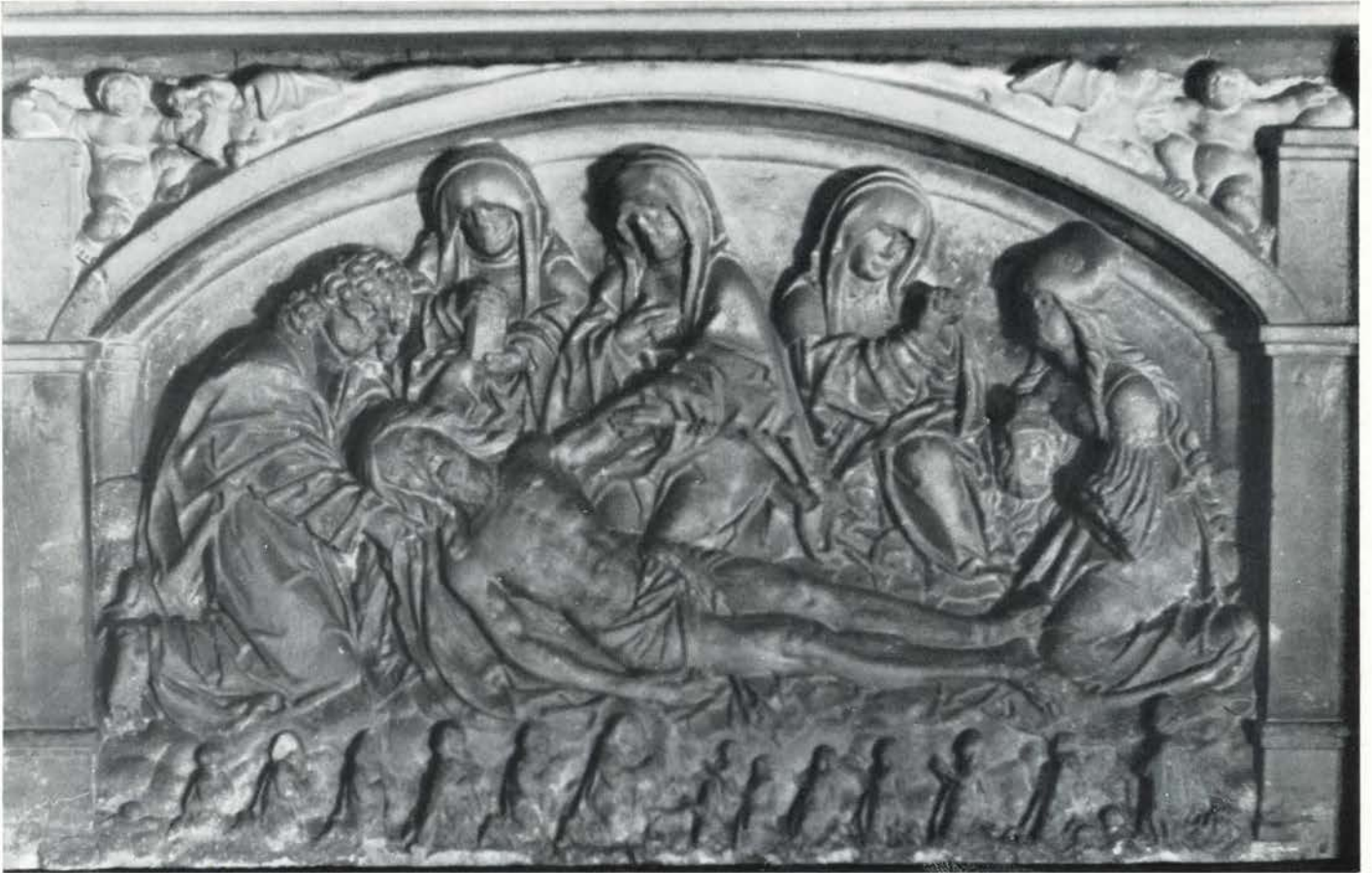


Oswald als Patron der Weilimdorfer Kirche wird schriftlich erstmals um 1700, beinahe zwei Jahrhunderte nach der Abschaffung des Heiligenkultes durch die Reformation, faßbar — fürwahr ein sehr junges Alter für einen Heiligen, der einer Kirche durch Jahrhunderte hindurch den Namen gegeben hat. Zu Hilfe kommt uns für die Altersbestimmung der Schlußstein des Heiligen in dem schönen spätgotischen Sternrippengewölbe, das wohl gleichzeitig mit der Fertigstellung des Kirchenbaus 1472 angebracht wurde. Doch weiter zurück ins Mittelalter reicht weder ein schriftliches noch ein künstlerisches Zeugnis.

Wir haben danach zu fragen, seit wann eine Oswaldkirche hier steht. Außer Frage bleibt die Tatsache, wonach seit der frühesten Besiedlung hier eine einem nicht mehr bekannten Heiligen geweihte Vorgängerkirche gestanden hat. Doch wann gibt es den hl. Oswald? Was wissen wir überhaupt über ihn?

Oswald regierte von 634 bis 642 das nördlichste der angelsächsischen Königreiche Northumbrien. Am 5. August 642 fiel er in einer Schlacht gegen den Herrscher eines benachbarten Kleinreiches, erst 38jährig alt. (Daher ist der 5. August auch der Namenstag des Heiligen.) Kein «besonderer» Lebenslauf also, kann man sagen, vor allem kein Grund für einen heiligen Oswald.

Oswalds «heilige» Heraushebung aus vergleichbaren Herrschergestalten beruht auf seiner tatkräftigen Förderung der irisch-schot-



tischen Mission, der übrigens Deutschland weithin seine Christianisierung verdankt. Dennoch blieb der Kult lokal auf die Inseln beschränkt; die Missionare hatten sich in Deutschland im 7. und 8. Jahrhundert um eine Verehrung Oswalds nicht bemüht.

Für den Historiker muß es auffällig sein, daß in der näheren und weiteren Umgebung von Weilimdorf nur noch Hirschlanden eine Oswaldkirche aufweist. Hirschlanden lag bis zur Reformationszeit in der alten Diözese Speyer, Weilimdorf dagegen in der alten Diözese Konstanz. Die Glems war (mitten durch Ditzingen hindurch) Diözesangrenze. In der weiten Diözese Speyer links und rechts des Rheins trat Oswald außer in Hirschlanden nie als Patron auf, in der Diözese Konstanz nur im Raum des Benediktinerklosters Weingarten. Als frühestes Vorkommen Oswalds in einer Funktion des Kirchenheiligen wird dort die Zeit des 12. Jahrhunderts anzusprechen sein (wenn auch erst 1215 den ersten schriftlichen Niederschlag bietet).

Mittlerweile war seit ca. 1080 die Hirsauer Reform ins Land gezogen: Hirsau war ja Großgrundherr weit in unseren Raum hinein. Die im dreibändigen «Hirsauer Passionale» (einer zwischen 1120 und 1160 angefertigten Sammlung von Heiligenleben) aufscheinende Heiligenverehrung Hirsaus kennt noch keinen hl. Oswald — somit kann er nicht über dieses Schwarzwaldkloster nach Hirschlanden oder Weilimdorf gekommen sein. Auch das nahe Ravensburg gelegene Weingarten verfügte über keine Besitzungen über das

Zunächst erhielt es jetzt Melchior von Tierberg, der die Witwe des letzten Besitzers, des Frauenbergers, heiratete. Aber schon im Jahre 1550 gab Herzog Ulrich das Schloß als «Mannlehen» an Wilhelm von Janowitz, genannt Böhm, dessen Nachkommen es 1665 an Friedrich Benjamin von Münchingen verkauften. Im Jahr 1855/56 kam das Erbe an Frau Camille von Sturmfeder, einer Geborenen von Münchingen, deren Gedächtnis um die Jahrhundertwende im Ort noch lebendig war. Mit ihrem Tod im Jahre 1891 erlosch das Geschlecht der Freiherrn von Münchingen und das Erbe ging an die Kinder des Freiherrn Ferdinand von Hiller-Gärtringen, die es in den ersten Jahrzehnten unseres 20. Jahrhunderts bewohnten.

Eine Notiz besagt, daß am Ende des 16. Jahrhunderts, also nach der Verwüstung durch die Spanier im Jahre 1546, in der Zeit des Interims, das Lehen aus dem Schloß (ein einstöckiges, langleichtes Gebäude) mit Wassergraben und Zugbrücke und etwa vier Morgen Baumgarten bestanden habe.

Mit der Burg, so heißt es im Jahre 1456, sei eine hergebrachte Gerechtigkeit im Gerlinger Wald verbunden «darin Holz zum Verzimmern und zum Verbrennen zu holen». Schon damals war wegen dieser alten Gerechtigkeit Streit zwischen der Gemeinde Gerlingen und den Bewohnern der «Burg», doch fiel die Entschei-



25 dung der württembergischen Räte 1478 zugunsten der Burgbewohner aus. Im Jahr 1595 kam ein Vergleich zwischen dem jungen Janowiz und der Gemeinde Gerlingen zustande, wonach das Recht der Burg auf Zaunstecken aus dem Gerlinger Wald kassiert und dafür der Burggarten mit einer Mauer umgeben wird, wozu die Gemeinde Gerlingen Steine, Kalk und Sand in Fron herbeiführen und den Sand und die Hälfte der Steine bezahlen mußte. Erst im Jahr 1872 wurde das Holzrecht

Oberland hinaus, womit es ebenfalls aus dem Kreis der Initiatoren ausscheidet.

Weilimdorf lag, politisch gesehen, im Glemsgau. Er war seit 1131 fest in den Händen der Welfen. Eines ihrer Hausklöster war Weingarten, weil ihre Stammlande um Ravensburg gelegen hatten. Das welfische Interesse konzentrierte sich auf ihr Lehen, das Herzogtum Bayern, doch versuchten sie, vor allem im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit den rivalisierenden Staufern, in deren Stammlanden Fuß zu fassen. Bekannt ist das Treffen bei Weinsberg 1140, das den Anlaß zur Geschichte von den tapferen Weibern der Stadt («Weibertreu») bot: damit hatten die Welfen entscheidend gegen die Staufer verloren. Vollends nach der Besteigung des deutschen Königsthrones durch Friedrich Barbarossa 1152 bangten die Welfen um ihren Besitz. Was lag näher als ihn auch kirchlich abzustecken?

Kirchlich abstecken heißt aber im Mittelalter auch, seinen Einflußbereich durch die Wahl der Patrozinien zu markieren. Schon die Franken hatten ihre Leit-Heiligen (Lambert in Ditzingen, Remigius in Merklingen), Hirsau folgte in weit stärkerem Maße (Agapitus in Friolzheim, Silvester in Gebersheim und Hausen a. d. Würm). In dieser Zeit, d. h. im 12. Jahrhundert, taucht erstmals der Begriff des paarig auftretenden Patroziniums (Silvester: s. o.) auf. Was stellen aber Weilimdorf und Hirschlanden anders dar als einpaarig auftretendes Oswaldpatrozinium?

Welf VI., der hartnäckig gegen staufischen Einfluß sich haltende Herr des Glemsgaus, folgte damit einer zur Tradition gewordenen Einrichtung. Als seine kirchliche «Hausmacht» brachte er jenen Oswald mit, dessen Reliquie Welf IV. über seine Frau Judith, einer englischen Prinzessin, zwischen 1090 und 1094 nach Weingarten überführen hatte lassen. Eingreifen konnte und durfte der Landesherr jedoch nur, wo *neue* Kirchen entstanden, denn «alte» Patrone konnte man nicht einfach abwählen und durch neue ersetzen.

Daraus folgert: in Weilimdorf wie in Hirschlanden wurden nach 1131 neue Kirchen errichtet. Gerade das 12. Jahrhundert erlebte (dank dem Einfluß der Hirsauer) eine wahre Welle von Kirchenneubauten. Gemeinden, die es sich leisten können, folgen den Vorbildern (oder dürfen wir sagen: Mode?) Da aber die Welfenherrschaft vor 1181 im Glemsgau endet, wodurch die Pfalzgrafen von Tübingen in die Nachfolge versetzt werden, müssen beide Kirchenneubauten zwischen 1131 und (vor) 1181 erfolgt sein. Und hier — nur hier! — hatte Welf VI. die Möglichkeit, seinen «Haus»patron anzubringen.

Somit ist klar, daß der Vorgängerbau der heutigen Oswaldkirche in Weilimdorf aus der Zeit eines halben Jahrhunderts zwischen 1131 und 1181 stammen muß. Erhalten ist aus dieser Zeit außer einigen Fensterspuren in originalem Gewande nichts mehr. Sicher haben wir vor uns zu sehen einen romanischen Turmchor, der dann 1472 spätgotisch verändert wurde, ein Beinhaus, das später zur Sakristei wurde, Wandbilder, die vielleicht doch älter sind als man bisher (= 14. Jahrhundert) annahm. Dies sind, um es deutlich zu sagen,

Fragen, die man nunmehr an den alten, romanischen Kirchenbau in Weilimdorf zu stellen hätte.

Gerade in dieser Zeit «um 1150» sind aber auch jene zwei mittelhochdeutschen Verserzählungen «Sankt Oswald» und «Orendel» entstanden, Geschichten von äußerster Freiheit in der Auslegung des historischen Kerns von Oswalds Leben.

Auf dem Hintergrund von Kreuzzugsgeschichten der damaligen Zeit werden die dürftigen Lebensumstände Oswalds (Bekehrung eines englischen Königs durch ihn, wofür er dessen Tochter zur Frau erhält) durch den Einbau von Gebetswundern, Engelshilfen, Keuschheitsmotiven (Oswald lebt in einer Josepsehe), Entführungs- und Brautraubgeschichten zur typischen Legende. In diese Oswaldsfabeln wird ein Rabe eingeführt, der von Oswald als Brautwerber über das Meer geschickt wird, wobei er von Meerweibern gefangen wird. Nachdem er auch noch den Verlobungsring vom Schnabel ins Meer fallen ließ, muß ihn erst ein Fisch, der ihn verschluckt hat, wieder ausspucken (Parallele zu Jona und dem Walfisch) usw. Als Königsbote trägt er gar eine goldene Krone. Aus diesen Grundelementen ergeben sich die Attribute des Heiligen: König mit Gefäß, Rabe und Ring. Im Schlußstein von 1472 werden sie in der Weilimdorfer Kirche sichtbar. Den schönsten Oswald-Bilderzyklus unseres Bundeslandes dokumentiert der Flügelaltar in der kaum bekannten Oswaldkirche zwischen Kirch- und Hinterzarten im Höllental.

Was ist dann aber der Kirchenbau von 1472? Wie anderswo bringt er die Erweiterung und Modernisierung der bestehenden romanischen Kirche aus dem 12. Jahrhundert. Das Schiff wird angebaut (zumindest wird es verlängert), der Turmchor in spätgotischem Gewand gestaltet, das Oswalds-Patrozinium durch den Schlußstein gekräftigt (hier wäre je Gelegenheit zu einer Ablösung des Patroziniums gewesen; daß sie nicht genutzt wurde, zeugt für die Beliebtheit des Heiligen. Auch in Hirschlanden ist der gleiche Vorgang zu beobachten). Die Aussparung in der nördlichen Außenmauer hat wohl dem Totenkult (Leuchte) gedient (vgl. die Inschrift für die armen Seelen an der gleichen Stelle in Ditzingen, Konstanzer Kirche, datiert 1478), die Mauer sollte den Schutz der (wehrhaften?) Kirche gewährleisten (in Hirschlanden ist die Mauer 1488 datiert). Als die finanziellen Lasten der Neugestaltung abgetragen waren, konnte man an die Anfertigung der Beweinung Christi denken. Für sie spricht der Name des Bildhauers Hans Seyffer, aus dessen Schule dieses um oder nach 1500 zu datierenden Reliefs stammt.

So lichtet sich das historische Dunkel um diese Kirche, die zu den schönsten spätgotischen Kirchen unserer Gegend zählt.

Wolfgang Irtenkauf

Sämtliche Fotos zu den Aufsätzen über Reuchlin und Weilimdorf fertigte Friedrich Lückgens

des Schlosses von der Gemeinde Gerlingen mit 4882 Gulden abgelöst.

Auch wegen dem Wasser des Beutenbachs, der früher von der Einmündung des Lachgrabens an auf dem nächsten Wege der Glems zufließt, kam es zu Streitereien und zwar zwischen Schloßherrschaft und den Bauern. Im Jahr 1527 stritt Wolf, Schenk von Stauffenberg mit der Gemeinde über die Wässerung der Wiesen aus dem Beutenbach, der ihm, dem Schloßherrn, von Montag bis Mittwoch zustehen sollte, hernach den andern Inhabern angrenzender Wiesen. Außerhalb der Wässerungszeit «sollte der Bach in den Burggraben gehen wie vor alters».

Wichtige Nachbarschaftswege

Der Gröninger Weg

Der direkte Weg nach Markgröningen, wie es heute im Unterschied von Gröningen am Neckar heißt, führt über Hof Mauer, Nippenburg und Schwieberdingen. Gröningen «an der Mark», d. h. an der Grenze zwischen Franken und Schwaben, hat eine reiche Vergangenheit als wichtigster Ort im «Glemsgau», in unmittelbarer Nähe des Asperg, dem Sitz der Glemsgaugrafen gelegen, durch die Markgröningen in den Besitz mancher Vorrechte kam. So war die «freie Reichsstadt» im alten Reich z. B. dadurch berühmt, daß sie das Recht genoß, die «Reichssturmflamme» zu beherbergen. Kirche und Rathaus sind bedeutende Baudenkmale aus alter Zeit. Seit Jahrhunderten findet hier am 24. August, dem Bartholomäusfeiertag, der im Lande berühmte «Schäferlauf» statt, einem mittelalterlichen Fest, zu dem der mittelalterliche Charakter der Stadt den passenden Rahmen abgibt. Kein Wunder, daß die Stadt als Mittelpunkt des Strohgäus eine große Anziehungskraft genoß: die verschiedenen «Gröninger Wege» und «Gröninger Stege» sind ein Beweis dafür.

Für unsere Markung hat der «Gröninger Weg» noch eine besondere Bedeutung, die vor allem in der Zeit der Dreifelderwirtschaft wichtig war: er schied die Münchinger und die Hirschlander Zelg voneinander, so daß auf dem Maurenberg, die eine Seite des Weges Winterfeld, die andere Sommer- oder Brachfeld sein konnte.

Mit Sicherheit ist unser Gröninger Weg sehr alt, er dürfte in vorrömische Zeit zurückgehen; zur Römerzeit aber, wo es in unserer Gegend zahlreiche römische Gutshöfe gab, wird sich auf ihm ein lebhafter wirtschaftlicher Verkehr zwischen diesen, zu denen auch der «Hof Mauer» gehörte, abgespielt haben.

Zum Schluß sei noch vermerkt, daß Markgröningen mit 2094 ha eine außerordentlich große Markung besitzt, ein Beweis

für seine Wichtigkeit von Anfang an; Münchingen hat 1752 ha (Hof Mauer eingeschlossen), Schwieberdingen 1488 ha (Nippenburg eingeschlossen), Ditzingen 951 ha, wobei mit einiger Sicherheit anzunehmen ist, daß es von seiner ursprünglichen Markung Teile an die erst später gebildete Markung Hirschlanden und vielleicht auch an Leonberg abgeben mußte.

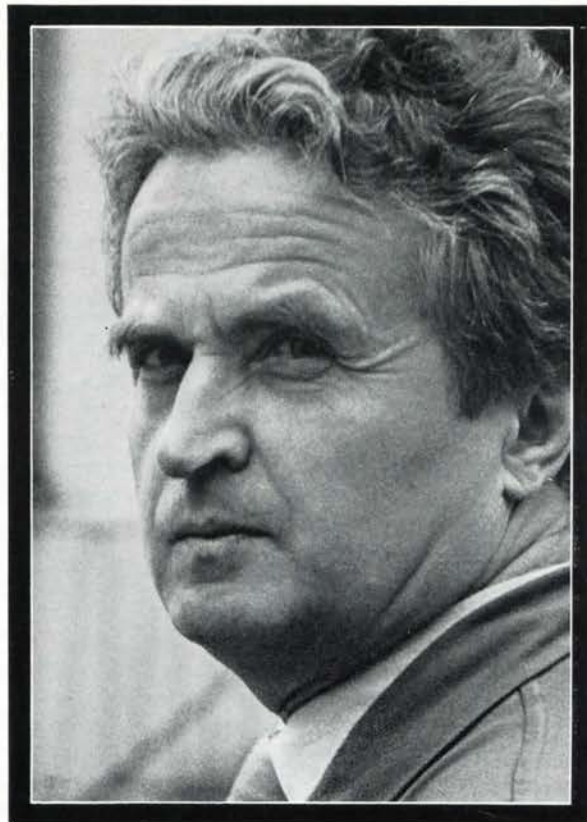
Der Hausener Weg

Im Volksmund heißt er «Hausemer Weg». Er führt zu einer schon lange abgegangenen kleinen Siedlung «Hausen» auf Markung Gerlingen. Seither hat der in gerader Richtung nach Süden führende Weg nur noch Bedeutung für die Landwirtschaft; auch stellt er die kürzeste Verbindung zu den Wäldern unter Schloß Solitude her. Seit er von der Autobahn zerschnitten ist, kann er für die Grundstücke jenseits derselben nicht mehr benützt werden. Die Ackerflur zu beiden Seiten des Weges zählt zu den besten auf der Markung. Das letzte Stück des Weges, jenseits der Autobahn, führt als Hohlweg zu den nahegelegenen Hausener Wiesengelände; Hohlwege weisen auf ein hohes Alter.

Die abgegangene Siedlung Hausen war eine sogenannte Ausbausiedlung des Mutterortes Gerlingen, die in das 7. oder 8. Jahrhundert zurückreicht. Sie bestand aus dem höher gelegenen Oberhausen und dem tiefer gelegenen Unterhausen und hatte sogar eine dem hl. Martin geweihte Kapelle, was bei diesem Kirchenheiligen auf ein hohes Alter der Kapelle hinweist. Wann die Siedlung eingegangen ist, wissen wir nicht. Neben der in vielen Dörfern festzustellenden Siedlungskonzentration, also der Zusammensiedlung verstreut über der Markung liegender kleiner Siedlungen, dürfte es das Wasser gewesen sein, in dem besonders Unterhausen zu ertrinken drohte. Jahrhundertlang befand sich hier ein See, der «Hausener See», und die nördlich von ihm erhöht liegenden Felder heißen heute noch, sowohl auf Ditzinger als auch Gerlinger Markung «Seefeld». Der See ist heute verschwunden und hinterließ ein sumpfiges Wiesengelände, in Gerlingen «Seewiesen» genannt, durch die der Oberlauf des Beutenbach seinen Weg nach Norden sucht, vor wenigen Jahrzehnten noch ein glasklares Wasserlein, belebt von flinken Erkitzen und räuberischen Gelbrandkäfern.

Der Hemminger Weg

In alter Zeit, als es noch keine Straßen gab, auch noch fast alles zu Fuß zurückgelegt werden mußte, war man bestrebt, nicht nur die Nachbarorte, sondern auch die entfernt liegenden möglichst auf dem kürzesten Weg zu erreichen, ohne große Rücksicht auf das Gelände. Ein solcher ziemlich geradliniger Weg führt von Dit-



IN MEMORIAM ROBERT EBERWEIN

Vor wenigen Wochen verstarb der Ditzinger Künstler und Graphiker Robert Eberwein. Da er sich um die Stadt Ditzingen verdient gemacht hat, soll seiner gedacht werden, und wenn wir dieses Gedenken der Veröffentlichung in dieser Ausgabe der Ditzinger Heimatblätter vorbehalten haben, so mit gutem Grund.

Er war es nämlich, dessen Graphiken diese Blätter beleben, und seiner Initiative verdanken wir ausgezeichnete Illustrationen in Heimatbuch und Festschriften zur Stadterhebung 1966 und zur 1200-Jahr-Feier 1969.

Sein Leit- und Werbemotiv zur Stadterhebung kehrte 1969 in neuer Form wieder bei der Prägung unserer schönen Gedenkmünze.

Als es darum ging, die von uns herausgegebene Broschüre zur Erläuterung der Fusionsbestrebungen zu illustrieren, war Herr Eberwein wieder zur Stelle. Der Wandteppich im Gymnastikraum unserer Stadthalle, gestiftet vom Landkreis Leonberg, geht auf seinen Entwurf zurück.

Wenn wir ihn brauchten, war Robert Eberwein stets zur Stelle. Wir danken deshalb dem allzu früh Verstorbenen in dieser Form nochmals für alles, was er für die Stadt Ditzingen getan hat.

Seine Fröhlichkeit und Ausgeglichenheit, sein hilfsbereites Wesen und seine vorgelebte «Humanitas» sind uns Beispiel und Ansporn.

Für die Stadt Ditzingen: Scholder, Bürgermeister

zingen nach Hemmingen, daher der Name. Für die Hemminger, die ihn wahrscheinlich «Ditzinger Weg» heißen, war er von besonderer Wichtigkeit, da er vor dem Bau der Strohgäubahn für sie der nächste Weg zum Bahnhof Ditzingen und damit zur Landeshauptstadt war.

Die ständig größer werdende Lehmgrube auf dem Ziegeleiberg machte seine Verlegung in westlicher Richtung nötig, und heute wird man nur noch seinen weiteren Verlauf durch den «Rauns», über den «Lerchenberg» durch das «Dontental», vorbei an der einstigen Färber'schen Ölmühle in Gebrauch haben. Auch seine Fortsetzung durch die Markung Hirschlanden und Schöckingen nach Hemmingen hat heute nur noch Bedeutung für die Landwirtschaft.

Es darf noch darauf hingewiesen werden, daß das Hemminger Schloß sich im Besitz der Freiherrn von Varnbühler befindet, ein Name, der bei dem in der Geschichte unseres Landes Bewanderten einen guten Klang hat. Ein Vorfahre der Familie hat bei den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück am Ende des Dreißigjährigen Krieges als Vertreter seines Landes Württemberg sich große Verdienste um dieses erworben.

Im Jahr 1514 heißt es: 5 Morgen Acker am Hemminger Weg und an dem Furt. 1784 lesen wir: von dem Leimengrubenplatz hinter der Kirch am Hemminger Weg.

Der Herdweg oder Viehtrieb

Er zweigt hinter der Eisenbahnunterführung von der Weilimdorfer Straße ab und führt am Hang des Beutenfeldes entlang dem Scheffental in südlicher Richtung gegen die Solituder Berge, durchquerte einst ein Stück der Weilimdorfer und Bergheimer Markung und endigte im Feldholz «Laichle» auf Gerlinger Markung. Der Weg durch die Nachbarmarkungen gehörte zur Ditzinger Markung; noch vor 20 Jahren waren die Marksteine mit der Aufschrift MD, Markung Ditzingen, zu sehen. Mit dem Bau der Siedlung «Giebel», Anfang der fünfziger Jahre, mußten sie beseitigt werden.

Das Laichle diente einst der Ditzinger Viehherde als Waldweide, die von dem Viehhirten mit seiner Herde dann befahren wurde, wenn sonst auf der Markung keine Weide «offen» war, d. h. zur Verfügung stand. Dann trieb er seine Herde eine Zeitlang auf diesem Wege zum Laichle, weshalb man den Weg auch «Viehtrieb» nannte.

Als im 19. Jahrhundert durch vermehrten Futteranbau auf dem Brachfeld die Stallfütterung während des ganzen Jahres möglich wurde, hörte die überkommene Weidewirtschaft auf und damit hatte auch das Laichle seine Bedeutung für Ditzingen verloren und wurde an die Gemeinde Gerlingen verkauft.

1514 heißt es: Wiesen zu Wyl (Weil) an dem hertweg; 1769: im Beutenfeld neben dem Viehtrieb; 1771: Krautgarten am Herdweg, zinst dem Flecken.

Die Weidewirtschaft, seit Urzeiten von unserer Vorfahren betrieben, kannte, wie die Schäferei heute noch, die Stallfütterung nur während der strengen Wintermonate. Die übrige Zeit war das Vieh der Gemeinde unter Aufsicht des Viehhirten auf der Weide: im zeitigen Frühjahr auf der «Wunn», den Taltriften, wo der Schnee am frühesten schwand und das Gras zuerst anschoß; dann kam die Herde auf das Brachfeld, bis dieses im Juni, dem «Brachet», umgebrochen wurde, nach dem Heuet, standen die «einmähdigen» Wiesen zur Verfügung (in Ditzingen gab es nur zweimähdige) oder die Waldweide im Laichle; nach der Ernte kam das Vieh auf das Stoppelfeld und auf die nun genöhdmeten Wiesen bis der Winter einbrach und das Vieh in den Ställen bleiben mußte.

Weil das Laichle der großen Ditzinger Gemeindeherde, die nach einem Weidbuch aus dem 16. Jahrhundert 150 Rinder (die Schafherde hatte 500 bis 550 Schafe) umfaßte, nur kurze Zeit Nahrung bot, hatten die Ditzinger das Recht, in den futterarmen Zeiten das Vieh in den Weilimdorfer Wald zu treiben «so weit ihnen der Tag dazu reichte». Im Jahr 1620 heißt es «daß der Hirte zwischen 3 und 4 Uhr wieder einfahren soll».

Herter Weg

Er zweigt am westlichen Ende des Orts von der Höfinger Straße ab und führt in ziemlich gerader Richtung auf die Höhe zur Höfinger Markungsgrenze und zu den Fluren «Herter Grund» und «auf Hertern». Die in den Büchern zu findende Schreibweise mit ö und dt kann bei der Deutung des Namens in die Irre führen; dies ist um so verständlicher, als es sich bei diesen Fluren nach den Aussagen von Gewährsmännern durchaus nicht um «herten» Boden handelt. Auch muß nach den Funden diese Gegend schon in der jüngeren Steinzeit dicht besiedelt gewesen sein. Da wir aber auch auf andern Markungen diesem «hert» im Sinne von «hart» begegnen, ist die Annahme berechtigt, daß der Boden ursprünglich diese Eigenschaft mehr oder weniger besaß, sonst würde er nicht gleich in dreifacher Weise auftreten. Durch fleißige Bearbeitung in einem Zeitraum von ein- einhalb Jahrtausenden wurde er zu einem, von den Landwirten geschätzten, fruchtbaren Ackerland.

Grafinger Weg

Wo der «Herter Weg» auf die Höfinger Markungsgrenze trifft, zieht sich quer über die weite Feldmark der «Grafinger Weg», auch sinngerecht «Überzwercher

Weg» genannt. «Grafinger» ist eine Zusammenziehung von «Graf Ehinger», auch «Graf Eihinger», und unsere starke und, wie wir glauben, berechnete Vermutung geht dahin, daß es eigentlich «Graf Ihinger» heißen müßte, denn der Weg kommt von Leonberg-Eltingen und weiter wahrscheinlich von Renningen und dem alten Adelshof «Ihingen» bei Magstadt. Sowohl auf Leonberger als auch auf Höfinger Markung überquert der Weg die Glems; beidemal heißt die Überquerung «Gröninger Steg». Wenn wir nun weiter feststellen, daß die Fortsetzung des Grafinger Wegs auf den Markungen Hirschlanden und Schöckingen «Gröninger Weg» heißt, so grenzt es an Gewißheit, daß es sich um den Weg der Glemsgaugrafen vom Ihinger Hof über Markgröningen zum Asperg, dem langjährigen Sitz des Glemsgaus handelt. In diese Vermutung paßt hinein, daß es im Jahr 1350 Graf Egons Weg und 1424 Graf Egens Weg heißt. Wir haben also einen sehr alten Weg vor uns, der in das fünfte oder sechste Jahrhundert zurückgehen dürfte und dessen Verlauf quer über die verschiedenen Markungen zeigt, daß er seine Existenz nicht einer landwirtschaftlichen Notwendigkeit, sondern einem höheren Zweck verdankt als weitreichende Verbindung zwischen einem Adelshof und einem Herrschaftssitz.

Alter Weilemer Weg

Ein kleines Stück von ihm ist in der «Württembergischer Straße» erhalten geblieben. Einst zweigte er unweit der Karlschule von der heutigen Weilimdorfer Straße links ab, führte durch einen Hohlweg hinab zum Beutenbach, überquerte ihn auf einer Furt, zog sich am trockenen Hang des «Kleinen Beutenfeldes» hin bis zur «Beutenmühle», strebte in einer scharfen Linkswendung der Höhe zu und wird etwa hinter der Autobahnbrücke sich der jetzigen Straße zugewendet und dann auf der Linie der Straße das Nachbardorf «Weil», wie es früher hieß und im Volksmund heute noch heißt, gewonnen haben. Alte, hohe Birnbäume sowie ein hoher Markstein an der Markungsgrenze bewiesen hier das große Alter des Wegs.

Als im 18. Jahrhundert die herzogliche Regierung einen verzweigten Postverkehr im Lande einrichtete, genügte der Weg den Anforderungen nicht mehr und mußte durch eine Straße mit festem Unterbau ersetzt werden. Auf diese Zeit wird die jetzige Linienführung zurückgehen, die ihrerseits durch den Bahnbau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewisse Korrekturen erfahren haben wird.

Fortsetzung folgt